



# *Ludwig Ganghofer*

Vincenz Chiavacci, Ludwig Ganghofer

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*

873  
675





**B. Chiavacci:**  
**Ludwig Banghofer.**



Von diesem Buche wurden zwanzig numerierte  
Exemplare auf Vlittpapier abgezogen und in  
✻ ✻ ✻ Pergament gebunden ✻ ✻ ✻







# Ludwig Ganghofer



Ein Bild seines Lebens und  
Schaffens

von

Vincenz Chiavacci.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.  
1905.

2585

**Dieses Buch wurde gedruckt bei A. Bong' Erben  
in Stuttgart. Die Platten der 11 Kunstbeilagen wurden  
hergestellt bei Franz Hanfstängl in München.  
Umschlag- und Deckelzeichnung von C. Berthman.**



AT 2613  
G15  
Z25  
1905



Der Werdegang eines begabten Menschen zeigt uns nicht nur ein Innenleben voll anregender Einblicke, großzügigen Wachstums und eigenartiger Weltbetrachtung, er wirkt auch bei liebevollem Versenken befruchtend und richtunggebend auf die eigene Innenwelt ein. Schlummernde Empfindungen werden geweckt und ins volle Bewußtsein gerückt, halb erschlossene Erkenntnisse werden durch die suggestive Macht einer starken Persönlichkeit zur Entfaltung gebracht, ethische Grundsätze werden bekräftigt, wenn wir sie in der Weltanschauung eines verehrten Vorbildes bestätigt finden. Und je sympathischer die empfindsamen Saiten unseres Seelenlebens mitschwingen, desto mehr vergrößert sich unser geistiger Besitzstand.

Das trifft vor allem bei dem Lebensgang eines

195992

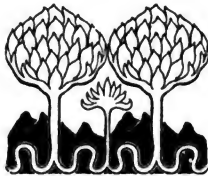
Dichters zu, dessen Werke der Ausfluß einer harmonisch abgeschlossenen Vollnatur sind. Ludwig Ganghofer, der am 7. Juli 1905 sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, hat seiner Heimat eine reiche Fülle poetischer Gaben dargebracht, und die große Verbreitung seiner Schriften, sowie die treue Anhängerschaft des deutschen Publikums beweisen, daß die dreißig Jahre seines künstlerischen Schaffens ein beständiger Gleichklang seines eigenen Empfindens mit der Seele seines heimatlichen Volkes sind.

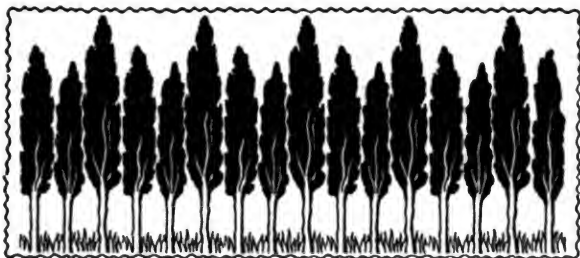
Der folgende Essay soll nicht eine trockene pragmatische Darstellung von Ganghofers Lebenslauf werden, als vielmehr ein liebevolles Porträt von Freundeshand, mit der ehrlichen Wärme eines Mannes gezeichnet, den eine mehr als zwanzigjährige innige Freundschaft berechtigt, sicherer, als ein Fernstehender, in der Seele des Dichters zu lesen.

Und ich glaube damit auch den Wünschen der Leser entgegenzukommen, denen die Schriften Ganghofers auch dessen Persönlichkeit sympathisch näher gerückt haben. Aus seinen Werken, insbesondere aus seinen Romanen, spricht überall seine Persönlichkeit mit ihrem tiefen Gemüt, ihrem begeisterten Naturfönn, ihrer verfühnenden Menschenliebe. Bei aller Objektivität seiner Gestaltungen tönt doch stets aus den Stimmen des Waldes, denen er Sprache gibt, und

aus den Herzen der Menschen, die er schildert, sein eigener Lebensklang als mächtiger Begleitakkord mit; und wer sich liebevoll in seine Phantasiewelt versenkt hat, dem ist der Dichter auch ein lieber Freund geworden.

B. Ch.





Den Schlüssel zu dem unverstiegbaren Reiz, den die Werke Ludwig Ganghofers seit Dezennien auf das deutsche Gemüt ausüben, bietet klarer und eindringlicher, als bei anderen schaffenden Künstlern, die Heimatscholle und der glühende Naturkultus unseres Dichters. Die Wurzeln seiner Kraft liegen offen zu Tage, und wenn die Zweige auch weit hinausgewachsen sind in den Äther, das Wesen seines künstlerischen Schaffens blieb stets bodenständig, echte Heimatskunst.

Zwar hat er auch aus dem vielverschlungenen Strom des Lebens und aus den Kämpfen und Stürmen der großen Welt den weiten Blick, die freie Weltanschauung, das versöhnende Mitleid gebracht; doch

wirkt dies alles nicht verwirrend auf das Bild seines Werdeganges; denn sein innerstes Wesen ist aus dem Zauberworte Heimat zu erklären.

Ludwig Ganghofer ist eine universell gebildete Kraftnatur, die an die Künstler der Renaissance erinnert. *Nihil humani a me alienum puto*, kann er von sich sagen. Und in all seinen Werken glitzern die Juwelen einer weiten Gedankenwelt. Dennoch webt in ihnen eine zarte, innige Naturbetrachtung ihren mächtigen Reiz, einfache, klare Menschen fühlen und denken in ihrer Stammesprache, aus dem engen Umkreis ihrer Wünsche und Leidenschaften wachsen die Konflikte empor und wirken mit der ursprünglichen Kraft des naiven Kunstwerks auf den Leser.

Ganghofers äußere Erscheinung ist der blühende Typus des blonden Germanen. Seine Gestalt ist groß und schlank. Sein schön geformter Kopf mit den blitzenden, blauen Augen, der kräftig geschnittenen Nase und dem blonden Barte, die hohe Stirn von gelocktem Blondhaar umrahmt, zeigt das Musterbild der bayuvarischen Edelrasse.

Aus altbayerischem Geschlechte waren seine Ahnen, zumeist Forstleute und Richter. Die Münchener Frauenkirche, das Wahrzeichen der bayerischen Hauptstadt, wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts von einem Meister Jörg Ganghofer erbaut. Auf

mütterlicher Seite stammt er von einer im Obenwald ansässigen Familie Louis, den Nachkommen einer aus Frankreich vertriebenen Hugonottenfamilie.

Viel Aehnlichkeit in der äußeren Erscheinung hat der Dichter mit seinem Vater August Ganghofer, der, als Sohn des Forstmeisters Anton Ganghofer im Jahre 1827 zu Bayerdieffen am Ammersee geboren, sich ebenfalls dem Forstfach widmete, in dem er als Schöpfer der bayerischen Forstorganisation zur höchsten Stelle berufen wurde. Der Vater Ganghofer war ein echter deutscher Mann voll Gemüt und Innerlichkeit. Ruhig und ausgeglichen in seinen Lebensanschauungen, mild und nachsichtig gegen fremde Meinung. Ein aufgeklärter Geist mit poetischem Sinn und von schlichter Herzensgüte, empfand man in seiner Gegenwart jenes Gefühl der Ruhe und Sicherheit, das ein Edelmensch um sich verbreitet.

Die Tage, die ich als Gast in dem Hause des damals schon verwitveten Ministerialrates Ganghofer zubrachte, zählen zu meinen trauesten Erinnerungen. So oft ich mit meiner Frau zu Ganghofer nach München kam, war das Gastzimmer des alten Herrn in der Bruderstraße für uns bereit. Ein erquickender Hauch von Frieden und Behaglichkeit wehte durch diese Räume. Die patriarchalische Weise und die rührende Aufmerksamkeit, mit der uns in diesem ver-



einsamten Heim alle Bequemlichkeiten geboten wurden, machte uns den Aufenthalt doppelt wert. Beim Frühstückstisch, der in dem mit zahlreichen Jagdtrophäen geschmückten Arbeitszimmer stand, fanden wir uns zusammen, und da erzählte Papa Ganghofer gern von seinen Inspektionsreisen, flocht manch lustige Jagdanekdote ein, und war auch sehr empfänglich für einen kräftigen Scherz, den wir aus Wien mitbrachten. Auch von seinen lieben „Pappenheimern“ sprach er gerne, einer Vereinigung von hohen Beamten, Münchener Bürgern, Professoren und Aristokraten, die bei ihren Zusammenkünften eine freundschaftliche, durch Humor und Musik gewürzte Geselligkeit pflegen. In dieser „Pappenheimer Schwadron“, in der Papa Ganghofer, ein fesselnder, immer zum Herzen sprechender Redner, durch viele Jahre die Würde des Hauptmanns bekleidete, fand der alte Herr, als seine Frau die Augen geschlossen hatte und seine Kinder aus dem Elternhause ins Leben ausgeflattert waren, einen treuen und anregenden Freundeskreis, eine zweite Familie, in deren Mitte er sich wohl und geborgen fühlte. Mit Vorliebe erzählte er von den heiteren Schwadronsabenden, von dem schönen, geistigen Zusammenschluß dieser an Lebensstellung so verschiedenen Männer, wie von den malerischen, im Zeitstil des dreißigjährigen Krieges prunkvoll ausgestalteten Schwadronsbanketten, für

deren eines sein Sohn Ludwig vor Jahren die „Lieder des Pappenheimers“ gesungen hatte.

Am liebsten aber sprach Papa Ganghofer mit uns von diesem Sohn, der der Stolz seines Lebens war und dessen Schaffen er mit intensivster Teilnahme verfolgte. Niemand war darüber besser unterrichtet als er. Stolz leuchteten seine Augen, wenn er von der aufstrebenden Linie sprach, mit der der Name seines Sohnes in der Anerkennung der Mitwelt stieg. Hatte Ludwig auch in den brausenden Jugendtagen von der „Lebens ernstest Führung“, die der Vater ihm zu Hause eingeimpft, manch tolle Seitensprünge gemacht, die den allezeit ordnungsliebenden und sparsamen Beamten in Sorge versetzten, so fand er doch bald, daß der Kern seines Wesens, das kindlich heitere Gemüt, die glühende Liebe zur Natur und die eiserne Arbeitskraft in seinem Sohne Wurzel geschlagen, und daß die poetische Begabung, die auch im Gemüt des Vaters schlummerte, sich im Sohne zu voller Blüte zu entfalten begann.

Gar anheimelnd waren die zahlreichen Familienbilder, die wir im Hause Papa Ganghofers vorfanden. Da sah man auf dem Schreibtisch Aquarelle und Photographien seiner Kinder und Enkelkinder: Ludwig mit seiner Frau Katinka und den Kindern Lolo, Mizi, Gusti und Sopherl; Bertha, die mit dem Forstrat

Karl Mantel vermählt war; Ida, die Gattin des Wiener Universitätsprofessors Albrecht Penck, und Emil, der jüngste, der nach kurzer Laufbahn bei der deutschen Handelsmarine sich am Tegernsee angesiedelt hat. Und da waren vor allem die Bildnisse seiner im Jahre 1886 verstorbenen Frau, aus verschiedenen Lebensaltern. Ein Jugendbildnis von ihr zeigt uns eine Blondine von rosiger Schönheit. Ihr Antlitz verrät Schalkhaftigkeit und Milde in seltsamer Mischung.

Auch von unserem Dichter gilt das Wort Goethes:

Vom Vater hab ich die Statur  
Des Lebens ernstes Führen  
Vom Mütterchen die Frohnatur  
Und Lust am Fabulieren.

Ganghofers Mutter *Charlotte* war im Jahre 1828 zu Aschaffenburg geboren als Tochter des Architekten und Mathematik-Professors *Karl Louis* an der Forstschule zu Aschaffenburg. Der Vater, ein geschätzter Gelehrter und Künstler, war mit Peter Hefz, Schwind, Cornelius und Gärtner befreundet und hatte auch Beziehungen zu König Ludwig I., der ihm den Bau des Pompejanums in Aschaffenburg übertrug. Der Verkehr im Elternhause brachte Charlotten vielfache künstlerische Anregungen. Ihre jugendliche Anmut, ihr gesundes, fest zugreifendes Naturell, die überschäumende Heiterkeit ihres Wesens, sowie ihre glänzende

Erzählungsgabe wiesen ihr bald eine führende Rolle in der Gesellschaft zu, die im Hause des Vaters verkehrte. Charlotte war eine starke, willenskräftige Natur mit vielseitiger Begabung. Sie hatte schauspielerisches und musikalisches Temperament, und war von einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur beseelt. Unter allen deutschen Dichtern, die sie las, war Goethe ihr Liebling. Er blieb ihr Führer und Leitstern durchs ganze Leben.

Im Jahre 1847 verlobte sich Charlotte mit August Ganghofer, der zu Aschaffenburg die Forstschule besuchte; aber erst sieben Jahre später konnte das Paar einen Hausstand gründen. Es war ein sehr bescheidenes Los, das der damalige Forstamtsaktuar in Kaufbeuern seiner jungen Frau bieten konnte. Aber Liebe, Mut und Vertrauen in die eigene Kraft stimmten diese beiden, in Treue verbundenen Menschen froh und zuversichtlich.

Ludwig Ganghofer hat seinen Eltern in seinem jüngsten Roman „Der hohe Schein“ ein liebevolles Denkmal pietätvoller Erinnerung gesetzt. Ich kann mir nicht versagen, zur Charakteristik dieses innigen Liebesbundes die Stelle hier folgen zu lassen, in der der „Forstmeister Ehrenreich“, das geistige Ebenbild Papa Ganghofers, die erste Begegnung mit dem geliebten Mädchen schildert:

„Auf einem Ball, den die Studenten der Forstschule gaben, fiel mir ein Mädel auf, weil sie einen blühenden Apfelzweig im Haar hatte. Wie ein wirklicher Zweig mit echten Blüten sah er aus. Und mußte doch falsch sein, jetzt, im Februar! Und als ich ihr vorgestellt wurde, war es mein erstes Wort: ‚Meiner Seel, der Zweig ist echt!‘ Mit ihren hellen Augen sah sie mich an und lächelte: ‚Sie sind der einzige, der das bemerkte!‘ Und dann erzählte sie mir die Geschichte dieses Zweiges. Vor ihrem Stübchen, dicht bei den Fenstern, stand im Garten ihres Vaters ein Apfelbaum. Und als man die Winterfenster anbrachte, wurde aus Versehen ein junger Trieb des Baumes in den Fensterrahmen eingeklemmt, daß er in die Stube hereinragte. Wie ein Wunder war’s, daß der Zweig nicht abstarb. Und mitten im Winter begann er in der Zimmertwärme zu blühen. Und jetzt, dieser Zweig in ihrem Haar, um ihre Stirne . . . wie schön das war! . . . Als ich heimging in der kalten Nacht, fiel der Schnee über mich herunter, dick und weiß. Aber mit mir war das gleiche Wunder geschehen, wie mit dem Apfelzweig.“

Kennzeichnend und ergreifend wirkt auch der von ruhigem Mut erfüllte Brief, den die Braut am Begräbnistag ihres Vaters an den Bräutigam schrieb: „Lieber Hans! Vorgestern, ich weiß nicht wann,

hat Papa die hellen Augen zugemacht. Ich schlief in jener Nacht so fest, daß mich das Mäbgen" — sie schrieb immer „Mäbgen" und „Stäbtgen" — „daß mich das Mäbgen am Morgen wecken mußte. Und ein so schöner Tag war's. Dann wollte ich für Papa die Milch in sein Stübgen bringen und da war sein Bett unberührt. Ich dachte nur, er hätte bei der Arbeit wieder einmal auf Tag und Nacht vergessen und lief hinunter ins dunkle Zimmer . . . Da sah Papa im Lehnstuhl, mit still gewordenem Herzen. Als ich den Laden aufriß und die Helle hereinsiel, sah er aus wie ein Schlafender und hatte noch den Zirkel in der kalten Hand . . . Alles andere, was ich verschweige, mußt du dir denken. Heute haben wir ihn zur Ruhe gebracht, und so viel Sonne schien, daß es ganz hell war da drunten! Hänsgen, jetzt bin ich allein und gehöre nur noch dir! Jetzt nimm mich in aller Liebe Namen! Auch, wenn wir hungern müssen. Schreib nur, wann ich kommen soll! Was ich habe, mache ich zu Geld. Die Fuhrlohne sind zu hoch, und auf dem weiten Wege bis zu dir würden die lieben alten Säckelgen zerbrechen. Wann soll ich kommen, Hänsgen?"

Und im Roman erzählt der Forstmeister weiter:

„Dann kam sie! Und das Hänsgen ist ein Hans im Glück geworden. Das Bißchen, was wir hatten



Charlotte Louis.  
1850.

Nach einem Aquarell von der Hand ihres Vaters.

von Vater und Mutter her, ist draufgegangen für unser Nest, und mit einem Einkommen von sechshundert Gulden alter Münz haben wir angefangen. Und wie reich sind wir gewesen!“

Was nun der Dichter dem Forstmeister über die Frau in den Mund legt, das ist das liebe Konterfei der eigenen Mutter:

„Dieses Wunder hat meine Frau gewirkt. Und wo sie einen Schritt über den Kreis unseres eigenen Lebens hinaussetzte, überall ist's hell und ruhig geworden. Wie viel Gutes hat sie an den Leuten getan! Was nur immer lebte, Mensch, Tier, Blume . . . das war ihr alles ein Einziges. Wie sie die Natur erfaßte und fühlte! Eine Knospe, ein Blatt, eine Würde, ein Sonnenstrahl, ein Regentropfen . . . alles für sie ein tiefes, herrliches Geheimnis, ewig verschleiert und dennoch klar! „Ach Händgen, wie schön!“ Das war ihr Wort am Morgen und ihr Wort am Abend. Und vom ersten Licht bis zum letzten unermülich, immer bei der Arbeit in Haus und Garten. Und dennoch hatte sie immer Zeit für eine Freude, für gute Musik, für ein wertvolles Buch. Und ihr Gott! Was sie sich dachte unter Gott, das hab ich eigentlich nie von ihr erfahren. Das war in ihrer Seele, wie die Keuschheit in einer Frau ist, die sich niemals ganz enthüllt, auch nicht in der schenkenden Stunde ihrer zärtlichsten



Liebe! Gott . . . das war für sie das Unfassbare, das über allem ist und in allem. Religiösen Formelkram, das gab's nicht für sie. Und doch war sie fromm und gläubig, war überzeugt von einem wirkenden Zusammenhang zwischen Gott und Leben. Und wenn sie am Abend im Garten saß, mit den abgearbeiteten Händen im Schoß und so still hinausschaute zum hohen Schein in seiner Glut, dann hab' ich immer gewußt: sie betet. Das ist wie ein eiserner Glauben in ihr gewesen: alles Gute an unserem Leben hat sie von Gott erbetet, und jeden Kummer, der uns nahe kam, hat sie durch ihr Gebet erträglich gemacht. Durch diesen Glauben hat sie auch mich beten gelehrt . . . zu ihrem guten, schönen Gott des Lebens.“

Keine noch so mühsam zusammengetragene Charakteristik könnte das Bild dieser herrlichen deutschen Frau und Mutter so lebendig machen, wie dieser pietätvolle Herzenserguß des Sohnes.

In diesem Heim, das Liebe und Hingebung verklärte und kluges Walten zusammenhielt, erblickte am 7. Juli 1855 Ludwig Albert als Erstgeborener das Licht der Welt. Zu Kaufbeuren im Allgäu, in dem auf dem Kirchenplatz gelegenen Hause des Kaufmanns Albert Probst, stand seine Wiege.

Von seinen ersten Kinderjahren weiß er manches zu erzählen, das ihm noch klar in der Erinnerung lebt:

die Spiele im Kindergarten, dann die in Kaufbeuern üblichen Kinderfeste im Tänzelhölzle, sowie der Verkehr im Hause des Forstmeisters Thoma. Die erste Heldentat, die in Kaufbeuern nicht geringes Aufsehen machte, verübte Ludwig als dreijähriges Bürschlein. An einem Sonntagvormittag stieg er in einem unbewachten Augenblick aus der Badewanne und rannte splitternaht durch das ganze Städtchen zum Papa Thoma hinaus.

Im Jahre 1859 wird der Vater als Oberförster nach Welden bei Augsburg versetzt. Die Übersiedlung erfolgte im tiefsten Winter. Während der Schlittenreise durch den Adelsrieder Forst liefen die hungernden Rehe und Hasen dem Schlitten nach.

Welden ist ein großer, schöner Marktflecken in hügeliger Waldgegend an dem Bache Laugna. Im Volksmunde hieß die Gegend: „Der Holzwinkel“. Das schmucke Forsthaus stand inmitten eines herrlichen Gartens, hatte Scheune und Stallungen, sowie einen großen Hundezwinger, der der Lieblingsaufenthalt der Kinder war. Die Mutter schaffte mit Fleiß und Liebe in dem großen Blumengarten, die Obstbäume wurden vom Vater gezogen. Das Leben im Forsthaus war idyllische Ruhe und heiteres Behagen; der Wald, die Jagd, die Arbeit im Garten und auf den Feldern füllten das Tagewerk der Försterfamilie aus. Ein gut

gearteter Bauernschlag machte den Verkehr mit den Dorfbewohnern zu einem angenehmen. „Förstners Ludwigle“ war in allen Bauernstuben des Dorfes ein gern gesehener Gast. Er saß auch lieber bei den Krautschüsseln der Nachbarnleute, als bei den Fleischtöpfen des Elternhauses. Schon als kleiner Knirps zeigte der aufgeweckte Knabe ein intensives Interesse für alles Handwerk. Stundenlang konnte er dem Schmiede, dem Schlosser, Drechsler, Schreiner, Maler und Vergolder bei ihren Handtierungen zusehen und empfand ein lebhaftes Verlangen, es ihnen nachzumachen. Dadurch bildete sich schon frühzeitig eine große manuelle Fertigkeit aus, die seine außerordentliche Vielseitigkeit im späteren Leben erklärt.

Das Gemisch von kindlichem Uebermut, übersprudelnder Fröhlichkeit und träumerischem Sichversenken, das sein poetisches Erbteil ist, fand hier den kräftigsten Nährboden. Die Abende im Garten boten seinem schauenden Blick ein reiches Naturleben und versetzten ihn in eine träumerische Märchenstimmung. Die Mutter verstand es in seltener Weise, ihm den Born der Volkspoesie zu erschließen. Uner schöpftlich sprudelte aus ihrem reichen Gemüt der unversiegbare Quell des „Fabelierens“. Die Muttersprache mit ihrem reichen Füllhorn von Sprichwörtern, Bildern und Wahrworten, die nur der Begnadete aus der tausendjährigen Volks-

seele zu warmem Leben erwecken kann, senkte sich da vom Munde der Mutter in die Seele des Kindes und blieb ein dauernder Besitzstand seines Gemüthes.

Eines Abends, nach einem Gewitter, lohte in der Nähe des Forsthauses der ganze Wald in bläulich-rotem Feuer auf, jeder Wipfel trug eine strahlende Flamme; wie ein Wald von Christbäumen war es anzusehen — es war ein St. Elmsfeuer von seltener Ausdehnung und zauberhaftem Glanz. Tiefer Schauer vor den Geheimnissen der Natur, doch ohne das Gefühl der Furcht, erfüllte die Seele des Kindes. Furcht war ihm überhaupt ein unbekanntes Gefühl. Als 8jähriger Knabe, wenn er spät am Abend für den Vater noch einen Krug Bier beim Wirte holen mußte, machte er in Mondscheinzeiten mit Vorliebe den Umweg durch den Friedhof, da er vor Begierde brannte, eines von den Gespenstern zu sehen, von denen die Magd den Kindern erzählt hatte.

Nach einem Bildnis aus jener Zeit war der „Ludwigle“ ein „weißschädleter Bub“ mit wilden Lockenringeln, die ihm in die Stirne hingen, mit großen blauen Augen und einem schelmischen Zug um den Mund; denn der Schalk der Mutter saß ihm tief im Genick, und die träumerische Stimmung machte in Gesellschaft der Altersgenossen einer übersäumenden Ungebundenheit Platz. In den Kämpfen der Schul-

jugend um die Herrschaft war er stets obenan. Durch seine Geschicklichkeit und Findigkeit im Vogelfang, Fischen, Pfeilschießen hatte er bald die unbestrittene Führerrolle erreicht. Das Barfußlaufen und Klettern war seine Leidenschaft. Eine Zeitlang war die Kuppel des Kirchturms sein Lieblingsaufenthalt. Von den zahlreichen tollen Kinderstreichen jener Zeit erzählt Ganghofer in der Skizzenammlung „Es war einmal . . .“ ein hübsches Geschichtchen. Mit sieben Buben war er eines Morgens hinausgezogen in Feld und Wiese, um die Bande des Schusterhansl und des Schneidersepp zu betriegen. Nachdem der Feind in die Flucht geschlagen war, machte Ludwigle, der „General“, den Vorschlag, ein Wachtfeuer auf der siegreich behaupteten Wahlstatt anzuzünden, um die Äpfel, den Siegeslohn, daran zu braten. Die Buben schleppten von einem nahen Acker ein dürres, heuartiges Zeug herbei, das lustig brannte aber rasch verlohte, so daß sie nach und nach alles, was sie auf dem Acker fanden, zum Unterhalt des Wachtfeuers verwendeten. Als Ludwigle nach Hause kam, berichteten die Arbeiter dem Oberförster, daß böse Buben dem Bachmichel, einem armen Häusler, den ganzen Flachß vom Acker weggestohlen und verbrannt hätten. Das fiel dem Ludwigle schwer auf's Herz. Er ging zum Bachmichel und gestand dem Alten unter Schluchzen und Tränen

seinen Frevel. Den Bachmichel, obwohl ihn der Verlust schwer betraf, rührte die Reue des Knaben. Er holte ihm einen rotbackigen Apfel und sagte: „Bist ein braver Kerl, Büberl! Und wenn's auch gleich eine harte Sach ist . . . ich sag deinem Vater nichts.“ Aber der Bub konnte nicht mehr essen und schlafen, und als in der Nacht der Vater zu seinem Bette trat und ihn fragte, ob er denn krank sei, weil er so seufze und stöhne, da umschlang er den Hals seines Vaters und gestand mit einem krampfhaften Schluchzen: „Der Flachs, Papa — und — und der arme Michel.“ — Da bekam natürlich der Bachmichel seinen Schaden reichlich ersetzt.

Das einleitende Gedicht zu dem Buch „Es war einmal . . .“, das dem Andenken der geliebten Mutter gewidmet ist, versetzt uns ganz in die Stimmung jener trauten Kindheitstage. Die Vignette zu dem Gedichte, das waldumtrauschte Forsthaus, ist von Banghofers eigener Hand gezeichnet.

Es war einmal . . . wie Märchen klingt es  
Aus alter, hingestorbner Zeit,  
Es war einmal . . . wie Schwalben singt es  
Ein Lied voll süßer Zärtlichkeit.

Es war einmal . . . der Kindheit Freuden  
Erwachen neu mit diesem Wort  
Und aus dem Dornkranz kleiner Leiden  
Strahlt meiner Jugend goldner Hort.

Das stille Forsthaus seh' ich winken  
 Aus junger Bäume grünem Kranz  
 Und seine Fenster seh' ich blinken  
 Im hellen Morgensonnenglanz.

Der weiße Hof mit seinem Leben,  
 Des weiten Gartens Duft und Flor,  
 Und überall Gespinnst von Reben . . .  
 Das alles steigt vor mir empor.

Ich seh' das liebe traute Stübchen,  
 — Tisch, Estrich, Wände . . . alles weiß —  
 Zwei Hände, weich und voller Grübchen,  
 Sie walten hier mit stillem Fleiß.

Ich hör' das Spinnerädchen schnurren . . .  
 Hei, wie der Silberfaden fliegt!  
 Den braunen Tackel hör' ich knurren,  
 Der träumend unterm Ofen liegt.

Des Nachmittages goldner Schimmer  
 Quillt durch die Fenster, dicht umlaubt . . .  
 Es stiehlt ein Strahl sich tief ins Zimmer  
 Und webt sich um der Mutter Haupt.

Es tickt die Uhr, die Stunden rinnen,  
 Der Ruckuck ruft sein flüchtig Lied . . .  
 Mutter? Was hörst du auf zu spinnen?  
 Sind deine lieben Hände müd? — — —

So spiegelt sich in diesen Kindheitstagen das innerste  
 Wesen des späteren Mannes. Und das Wort Alphonse  
 Daudets findet hier seine Bestätigung: „Der Dichter

ist ein Mensch, der sich die Phantasie des Kindes bewahrt hat.“

In Welden besuchte Ludwig vier Jahre die Dorfschule. Der Benefiziat Eroll bereitete ihn für die Lateinschule vor. Diesem prächtigen Geistlichen, einem heiteren und freisinnigen Manne, bewahrt Ganghofer ein dankbares Gedeken.

Mit zehn Jahren kommt Ludwig auf die Lateinschule zu Neuburg an der Donau. In seinem Roman: „Die Sünden der Väter“, in der Jugendgeschichte des „Richard“, hat Ganghofer sein Leben im Seminar und seine ersten, mächtigen Eindrücke lebendig und getreu nacherzählt, wie denn dieser Roman den Schlüssel für manchen Seelenvorgang und für manches einschneidende Ereignis aus seiner jugendlichen Sturm- und Drangzeit bildet. Auch die Geschichte seiner ersten Liebe ist in diesen Roman verflochten.

Wie ihn damals ein brennendes Verlangen nach geistiger Nahrung erfaßte, wie sein geistiges Leben erwachte, ihn betäubte und verwirrte, erzählt er mit lebendigen Farben:

„Ich kehrte wieder in das Seminar zurück, und da kam in mir eine Krankheit zum Ausbruch, die sich früher, unter der wachsamem Strenge meines Instruktors, nicht hatte entwickeln können — das Lesefieber. Ich begann mit Indianerromanen und Abenteuerer-



geschichten. Aber das machte mir nur das Blut heiß, ohne mich recht zu fesseln. Nach Lederstrumpf und Robinson gab mir ein Zufall Schiller und Goethe in die Hand . . . und ich war kaum 14 Jahre alt! Was ich da las in brennendem Fieber, versetzte mich in einen Rausch der Begeisterung, die um so tiefer auf mich wirkte, da ich ohne Kopf, nur mit dem Herzen las . . . und immer, immer las! Ich betrat in den Freistunden den Garten nicht mehr. Die aufsichtführenden Präfecten täuschend, las ich in allen Studierzeiten. Ich saß in der Schule, ungeduldig den Glockenschlag erwartend, der mich wieder meinen vergötterten Büchern gab. Ich nahm sie mit in den Schlaffaal und schlich mich, wenn die andern alle schliefen, hinaus auf den Korridor und stellte mich auf eine Fensterbrüstung, um der trübe brennenden Nachlampe näher zu sein, und las und las, zitternd vor Kälte und Erregung, bis mir die Anstrengung des Lesens in dieser dämmerigen Helle die Augen umflorte . . . und nach und nach verdarb. Ich dachte nicht mehr an die Arbeit der Schule, bekam eine Strafe um die andere . . . aber was kümmerte mich das! Alles vergaß ich über meinen heimlichen Büchern, die mir soviel zu denken und zu fühlen gaben, und die ich so verstand, wie ich sie in meinem Alter eben verstehen konnte. Ich vergötterte die Helden und be-

rauschte mich an dem schwebenden Pathos ihrer Worte. Aber die Frauengestalten waren mir gleichgültig . . . nur wenn ich sie leiden sah, erregten sie mein Mitleid. In der Dorfschule hielt ich es unter meiner Würde, mit Mädchen zu spielen oder Freundschaft zu schließen, und mit Verachtung hab ich immer auf jene Schulkameraden herabgesehen, die sich gerne in die Nähe der Mädchen drängten. Solch ein „Mädelbub“ war vor meinen Augen ein Geschöpf, das nicht zählte. Und ungefähr mit den gleichen Augen betrachtete ich jetzt die Beziehungen zwischen Mann und Weib, die mir in diesen Büchern entgegentraten. Ungeduldig und gelangweilt überflog ich jede Szene, in der von der „dummen Liebe“ die Rede war. So kam es, daß mir bei all dieser heiß verschlungenen, für die Jahre eines Knaben so gefährlichen Lektüre die Unverdorbenheit meiner jungen Sinne gewahrt blieb. Doch etwas anderes verlor ich. Ueberall in diesen Büchern sah ich das Unrecht siegen über das Recht, überall sah ich ein herzlos grausames Geschick, nirgends die helfende Hand jenes menschfreundlichen Gottes, zu dem die Mutter mich beten gelehrt. Ich hörte ihn lästern und leugnen, das Mitleid für die mir lieben Opfer des erbarmungslosen Lebens öffnete diesen Worten mein Ohr und Herz . . . mir stieg's in das junge Gehirn wie ein betäubender Dunst . . . und ich

verlor meine Religion, meinen kindlichen Glauben! . . . Ein Atheist von vierzehn Jahren . . . wie lächerlich und wie entsetzlich!“ — —

„Im Herbst gab mich mein Vater nach Augsburg an ein Gymnasium mit weltlichen Lehrern. Während der ersten Monate hielt mich die Reue und die Erinnerung an die Augen meines Vaters bei der Arbeit fest. Aber dann packte mich wieder das alte Fieber, ich las und las und verschlang mit heißer Bier, was ich mir an Büchern nur verschaffen konnte. Ich wollte mich dabei nicht etwa unterhalten . . . an dem Zeug, wie es damals in der Mode war, fand ich keinen Gefallen . . . immer nach dem Besten griff ich. Und noch eine andere Sehnsucht war in mir. Mich verlangte nach einem Trost, nach einem Ersatz für alles, was ich in mir verloren hatte. Mich dürstete nach Klarheit . . . ich erschrak vor dem leichten Mut, mit dem ich verworfen und geleugnet hatte . . . das machte mich wankend im Leugnen . . . ich verlor mich in Zweifel und griff in meiner Ratlosigkeit nach philosophischen Schriften, las Feuerbach, Büchner und Schopenhauer . . . um durch den halb verstandenen Inhalt solcher Schriften meine Sinne nur noch mehr verwirrt zu sehen. Ein Knabe noch, habe ich über Dinge gegrübelt, mit denen nur der reife Mann sich beschäftigen sollte. Ein männlicher Geist weiß wieder

aufzubauen, wo er vernichtet . . . ich zerstörte nur und trug als üblen Gewinn ein leeres Herz davon. Die Schuld aber maß ich nicht meiner unreifen Jugend, sondern den unverstandenen Büchern zu . . . und da warf ich sie in den Winkel. Was aber jetzt? Womit die Leere in mir wieder füllen? Die Arbeit für die Schule machte mir keine Freude. Ich lernte, ja, und habe mich so, ohne Ehr' und Schande, bis in die Oberklasse hinaufgefrettet. Aber was da nötig war von einem Tag auf den andern, das war bei der Leichtigkeit, mit der ich den Buchstaben behielt, in einer Stunde erledigt. Was nun anfangen mit all der andern leeren Zeit? Und da warf ich mich der Natur in die Arme und wollte sie gewaltsam bewundern und lieben, auch da, wo sie mir häßlich erschien. Und von der Natur verirrte ich mich zur Kunst. Ich zeichnete, malte und modellierte . . . der Lehrer, bei dem ich wohnte, hatte mir dazu die Anregung gegeben . . . und ich hatte auch leidliches Geschick zu all diesen Dingen, nur nicht Geduld und Ausdauer. Dann verlegte ich mich auf die Pflege des Körpers, turnte und schwamm und ruderte mit Leidenschaft und tat es darin allen meinen Kameraden zuvor. So kamen die beiden letzten Gymnasial-Semester . . . und da begann ich mich in die geheimen studentischen Freibereien zu mischen, trank und sang und focht und

begeisterte mich in der dunstigen Atmosphäre der verbotenen Kneipe an politischen und sozialen Reformideen, um dann im Razenjammer des Morgens dieses Treiben als lächerliche Torheit zu erkennen. In solcher Stimmung hielt ich mich oft durch lange Tage von meinen Freunden ferne. Wenn ich dann aus der Stadt hinausrannte und einsam die herbstlich kahlen Felder und die entlaubten Gehölze durchirrte, wenn ich heimkehrte und trotz aller Müdigkeit den Schlummer nicht finden konnte und schlaflos lag in stiller Nacht, da mischte sich oft in mein ziellos sehrendes Empfinden ein neues Etwas, das immer häufiger kam und immer heißere Macht über mein Blut gewann. Das war wie die Vorstellung eines Bildes von leuchtenden und dennoch verschwommenen Farben, wie das traumhafte Sehen eines wunderlieblichen Gesichtchens, so klar und deutlich, und doch nicht zu erkennen! Das war wie die Ahnung von etwas Wundervollem, Niegekanntem und Unbeschreiblichem. Wenn dieses Gefühl mich überkam, dann brannte mir das Blut in den Adern, und wie Schauer süßer Wonne durchrann es meinen Leib! . . . So war es um mich beschaffen, als mir Louison entgegentrat mit all dem Sauber ihrer keuschen, knospenden Schönheit. Da mußte geschehen, was geschah! Jäh, mit dem ersten Blick ist die Liebe über mich gekommen!“

Ich setze diese Selbstkenntnis Ganghofers aus seinen Jugendjahren hieher, weil es seinen Werdegang und seine Seelenzustände aus jener Zeit genau charakterisiert und weil darin schon manche Dauereigenschaft seines Wesens scharfumrissen hervortritt. Dasselbe leidenschaftliche Sichversenken, wie in der Zeit jenes Lesefiebers, erfährt ihn auch in seinen späteren Jahren, so oft ihn ein Gegenstand mächtig anzieht. So hat er es allezeit mit den mannigfachen Künsten, Fertigkeiten, wissenschaftlichen Disziplinen und körperlichen Übungen getrieben. Da kann er ganz untertauchen in seine neue Gedankenwelt, und dann bewegt er sich in der Welt der Wirklichkeit nur automatisch. Wenn er an einem neuen Werke spinnt, so geht er wie ein Visionär im Kreise seiner Familie herum. Er sitzt bei Tische und hat keine Ahnung von dem, was er zu sich nimmt; sein Blick ist in die Ferne gerichtet und die Unterhaltung der Gesellschaft ist ihm nur ein Begleitgeräusch zu seinen Gedanken, wie die Meeresbrandung oder das Waldrauschen. Dieser hermetische Abschluß von der Sinnenwelt ist schwer zu unterbrechen. Wird er angerufen, so antwortet er einfüßig und versinkt sofort wieder in seine Gedankenarbeit. Ein einziges Mittel gibt es dann, ihn aus dem Brunnenschacht seiner Gedankenwelt heraufzuholen, und dieses haben seine Freunde zuweilen scherzweise

angewendet. Man braucht nur leise von der Jagd zu erzählen und von einem Bierzehnder zu sprechen, so erwacht er aus seinem Brüten und fragt mit hellem Interesse: „Wo ist das?“ — Die Waidmannsleidenschaft trägt den Sieg davon. Sie ist ein mächtiger Atavismus, von Vater und Ahnen her, die fast alle Forstleute waren. Und dieser Atavismus verschafft sich auch in seinen Werken Geltung. Fast unbewußt kriechen die Wurzeln seines Gedankenwertes weiter, bis sie den moosigen Waldboden erreichen, wo sie dann Schößlinge treiben und üppigen Blüten schmuck ansetzen. Im Kindheits Traum des kleinen „Ludwigle“ schlummern also schon alle die Triebe, die später der Mann zu künstlerischer Harmonie vereint. Das tieffinnige Wort Goethes von der strengen organischen Entwicklung alles Lebenden, bewahrheitet sich auch in Ganghofers Lebenslauf:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verlieh,  
 Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
 Bist alsobald und fort und fort gediehn,  
 Nach dem Geses, wonach du angetreten.  
 „So mußt du sein! Dir kannst du nicht entfliehn!“  
 So sagten schon Sibyllen, so Propheten,  
 Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt  
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.



Das Forsthaus in Welden.



Noch im Seminar zu Neuburg, 1867, also mit zwölf Jahren, verfaßt Ludwig die ersten Gedichte: eine Hymne auf den Frieden von 1866; dann eine Tierballade: den Kampf eines Panthers mit einem Tiger, ganz in Freiligrath'scher Art, obwohl Ludwig von Feiligrath damals noch nichts kannte; weiters eine Ballade „Macht des Gefanges“: Räuber bringen zur Nachtzeit in eine Klosterkirche, werden durch den Mettengesang der Mönche erschüttert und gebessert. Ein viertes Gedicht — eine Satire auf den Seminarpedell — trug Ludwig einen Tag Karzer ein. Schon in der ersten Lateinklasse schrieb er einen Schulaufsatz, der ein Maifest schildern sollte, in Hexametern nieder. Er bekam aber dafür Note V und mußte nachsitzen und den Aufsatz in schöner Prosa abfassen.

Mit vierzehn Jahren schrieb er ein Drama „Mathilde“. Das Manuscript ist verschollen. Aber Ludwigs Vater pflegte zu erzählen, er hätte über diese Tragödie Tränen gelacht. Der Stoff ist allerdings danach angetan, solche verkehrte Gefühlsausbrüche zu verursachen: der Held „erlöst“ die unglückliche Frau seines falschen Freundes, tötet den Mann im Zweikampf, gerät in empörten Widerspruch mit allem Philistertum, fühlt sich als Erneuerer und Befreier, als Mann der Tat und Kraft, und zieht mit der erlängten „Schwester“ in eine neue Welt, auf eine Insel der Freien und Seligen. — —

Im Herbst 1869 tritt Ludwig auf das Realgymnasium in Augsburg über, weil er Maschinentechnik studieren wollte und sein Vater das Realgymnasium als eine günstigere Vorstufe für diesen Beruf ansah. Die bitteren Glaubenskämpfe und Zweifelsqualen, die er in „Sünden der Väter“ so anschaulich schildert, führen ihn zu einer schwärmerischen Begeisterung für Döllinger und zu lebhafter Teilnahme am Unfehlbarkeitsstreit und an der Bewegung des Ultrakatholizismus. Mit dem Religionslehrer des Gymnasiums kommt es zu einer scharfen Differenz, die beinahe Ludwigs Entlassung von der Anstalt zur Folge gehabt hätte.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 versetzt den 15jährigen Gymnasiasten in flammende Begeisterung. Ludwig will von der Schule laufen und Soldat werden. Er meldet sich ohne Wissen der Eltern in Augsburg bei zwei Regimentern, wird jedoch wegen Minderjährigkeit zurückgewiesen. Sein jugendlicher Feuerkopf brütet sodann, da ihn seine Jugend zur Tatenlosigkeit verurteilt, zahlreiche patriotische Gedichte aus, die den Körner'schen Einfluß nicht verleugnen können.

In diese Zeit fällt auch der erste Besuch des Theaters, für das sich in der Folge eine glühende Zuneigung bei Ludwig entwickelte. Das Augsburger Stadttheater hatte gute Kräfte und pflegte fleißig das

klassische Repertoire, daneben Raimund und Nestroy. In besonderer Erinnerung blieb ihm der Komiker Wig, der ihm als „Schuster“ in Nestroys Lumpazivagabundus die Augen für den Reiz des Volkstümlichen auf der Bühne öffnete.

1872 kam es auf dem Gymnasium zu einer Katastrophe. Eine Mimikergesellschaft — das „Rappotheater“, nach seinem Direktor so genannt — war in Augsburg zu einem Gastspiel am Stadttheater eingetroffen. In weißen Tritots, bei bengalischer Beleuchtung und unter dem wechselnden Farbenspiel der Kalospintochromotrone, stellten die Gäste Marmorwerke des klassischen Altertums dar, die mediceische Venus, den Apollo von Belvedere, die Laokoongruppe zc. Das war sehr schön; aber den Gymnasiasten war der Besuch dieser Vorstellungen strenge verboten. Beim Besuch einer Aufführung wurde Ludwig von seinem Geometrie-Professor gesehen. Immer ein Optimist, dachte er auch hier: „Der zeigt mich nicht an, weil ich sein Liebling und sein Vorzugsschüler bin.“ Aber gleich am andern Morgen wurde Ludwig auf das Rektorat gerufen, wo ihm der Zusammentritt des Lehrerrates angekündigt wurde. Gereizt durch die „Enttäuschung“, die er an seinem Geometrie-Professor hatte erleben müssen, wartete er den Urteilspruch des Lehrerrates gar nicht ab, son-

dern packte seine Bücher zusammen, rannte davon und lief, nachdem er den schönen Frühlingsnachmittag im Siebentischwald verträumt und verbummelt hatte, in der Nacht die vier Wegstunden nach W e l d e n hinaus, heim zu den Eltern. In der Dunkelheit kam die Besinnung. Eine böse Nacht, das! Die Angst vor den ernstesten Augen des Vaters, vor den Tränen der Mutter, machten das Ereignis zu einem dramatischen. Als Ludwig gegen Mitternacht hinauskam ins Dorf, sah er in der Wohnstube des Forsthauses die Fenster noch erleuchtet. Unter Herzklopfen schlich er durch den Garten an eines dieser Fenster heran, an dem ein Flügel halb geöffnet steht. Er sieht den Vater am Tisch bei der Arbeit sitzen, gemüthlich die Pfeife schmauchend. Und die Mutter sitzt am Spinnrad, dreht den Faden und lächelt in Gedanken vor sich hin. Und plötzlich sagt sie: „Was wird wohl unser Bub heut träumen?“ — Schluchzend rennt Ludwig in die Nacht hinaus und verbirgt sich auf dem Heuboden der Scheune. Erst am andern Vormittag findet er den Mut, sich zu entdecken. Die Mutter ist seine Fürsprecherin; aber der Vater wird erst wieder völlig gut, als Ludwig das Jahr darauf ein günstiges Abgangszeugnis vom Gymnasium heimbrachte.

Er kam an das Realgymnasium in Regensburg. Bei der Reise dorthin übernachtete er in München

und rannte vom Bahnhof zum Hoftheater. Es wurde Richard Wagners „Lannhäuser“ aufgeführt. Rindermann sang den Wolfram, Vogl den Lannhäuser, Frau Poffart die Venus. Die Vorstellung machte auf den schwärmerischen Knaben einen unbeschreiblichen Eindruck. Er läuft die ganze Nacht wie irrsinnig in der Stadt umher. Wochenlang zittert die Erinnerung nach, bis sich das ruhige Geleise des Schulganges wieder einhalten läßt.

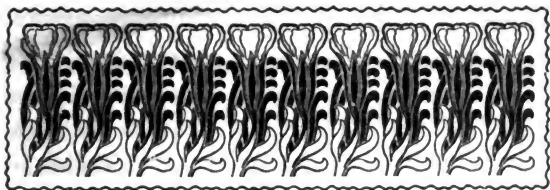
Nun macht er in der Schule energische Fortschritte. Dazwischen spielt sich ein keuscher, duftiger Herzensroman ab, der selige Saumel der ersten Liebe. Der Dichter schildert diese Zeit im zweiten Bande seines Romanes „Sünden der Väter“:

„Wie soll ich dir das reine, verklärende Glück der Tage schildern, die nun kamen! Das war ein Licht ohne Schatten, ein Empfinden, das kein grübelnder Gedanke störte. Ich liebte und ich wurde geliebt. Der glückschaffende Engel jener Stunde, in der wir uns zum erstenmal gesehen, hatte mit seinen Schwingen auch die Seele meines Mädchens berührt. O du selige Zeit! Dieses schüchterne, hoffende Sichsuchen, dies errötende Sichfinden, der scheu gewagte erste Gruß, das bange Stammeln und Verstummen, das atemlose Lauschen und dies süße Spiel der mutigeren Augen! Und dann war es am Weihnachtsabend . . . da küßten

wir uns zum erstenmal. Sie war bei einer Freundin zu Besuch gewesen, ich hatte sie erwartet und in der Dämmerung durch die beschneiten Straßen heimgeführt, Arm an Arm geschmiegt unter dem Schirme, mit dem ich ihr liebes Köpfchen vor Wind und Flocken zu behüten suchte. Dann standen wir im Dunkel des Flurs . . . und sprachen kein Wort. Wir hielten nur unsere Hände gefaßt, bis wir sie lösten, um Brust an Brust zu sinken, überwältigt von der gleichen Sehnsucht, die in uns beiden brannte. Heiß und zitternd hielten wir uns umschlungen, Lippe auf Lippe, bis der Hall eines Schrittes die Geliebte aus meinem Arm scheuchte. Wie ein Trunkener schwankte ich auf die Straße hinaus und rannte im Schnee der Stadt umher, bis sich das Bewußtsein meines Glückes in mir klärte. Und die Tage, die dann kamen! Wäre doch ein Gott, der sie mir wiedergeben könnte mit all ihrer keuschen Seligkeit, mit all ihrem reinen Empfinden und all ihrem wunschlosen Glück!“ —

Das war der leuchtende Abschluß seiner Knabenzeit. Und wenn auch der Rauhreif des Lebens die ersten Blüten seines Liebesfrühlings versengte, so brach in seiner Frohnatur doch bald wieder das lachende Glücksgefühl durch, an dem sein Leben so reich ist.





Ein tiefes Gefühl hatte die junge, träumende Seele wachgeküßt, aber zugleich den schlummernden Schaffenstrieb geweckt. Mit dem Fanatismus der Conquistadoren zog der Erwachte aus, um sich seine Welt zu erobern. Daß dies nur durch ernste Arbeit geschehen konnte, das war ihm freilich nicht immer klar. In diesem Blondkopf surrte der Leichtsinn umher, wie die Hummel auf der blühenden Wiese. Aber es kam doch von Zeit zu Zeit immer wieder ein energischer Ruck nach vorwärts. Zunächst wollte Ludwig für den technischen Beruf, den er gewählt hatte, eine praktische Vorschule durchmachen und trat nach dem Abiturienten-Examen als Lehrling in die Riedinger'sche Maschinenfabrik zu Augsburg ein. Während er da am Schraubstock stand und Zahnräder ausfeilte, entstand beinahe

täglich ein Gedicht: der jubelnde Aufschrei der ersten Liebe, Schmerz der Trennung, Resignation, Streben nach allem Großen und Schönen, der übliche Tyrannenhaß, Freiheit und Verbrüderung aller Menschen — das war der Inhalt dieser lyrischen Eruptionen. Dann kam, bei körperlich ermüdender Arbeit, die Abklärung zu jener innerlichen Ruhe, die uns aus dem Liedchen „Einsam“ entgegenatmet:

„Nicht ein einzig Wölklein zieht  
Und kein Lüftchen regt sich;  
Wellenstille steht das Ried  
Und kein Blatt bewegt sich.

Nur ein einsam Vöglein singt  
Sehnsuchtsvolle Weise —  
Und ein Echo wiederklingt  
Mir im Herzen leise.“

Schon damals glühte in ihm dieses sehnsüchtige, sein ganzes Leben beherrschende Verlangen nach dem Brunnen der Natur:

„Waldeinsamkeit, du sanfte Göttin,  
Du Spenderin der besten Zeit,  
An deinem Busen schweigt der Kummer,  
In deinem Arm entschläft das Leid.

Waldeinsamkeit, tu auf die Arme  
Und biete mir die linde Brust! —  
Wie hab ich, ach, so lang, so lange  
Von Raft und Ruhe nichts gewußt.“



Bald kleine, stille Lieder, bald heißblütige Strophen — das flattert auf, so leicht, wie die Falter im Maien. Aber noch immer kein Gedanke, daß die Poeterei sein Lebensinhalt werden könnte!

In dem gewählten Berufe zeigt er großes Geschick für technische Leistungen. Schon nach einem halben Jahre wurden ihm umfangreiche Montierungsarbeiten anvertraut. Daneben zeichnet er, konstruiert, erfindet . . . und baut die Luftschlöffer des Ingenieurs, der an seine Zukunft glaubt.

1873 wird der Vater als Kreisforstmeister nach Würzburg versetzt. Diese vorzeitige Beförderung war die Wirkung einer Aufsehen erregenden Broschüre, die August Ganghofer unter dem Pseudonym „Silvius“ über die Reorganisation der Forstwesens publiziert hatte. Auch Ludwig übersiedelte nach Würzburg, um als Einjähriger seiner Militärpflicht zu genügen. Auf der Universität inskribierte er sich für das billigste Kolleg — Osteologie (Knochenlehre) — um Korpsstudent werden zu können. Auch diese Studentenzeit schildert ausführlich der Roman „Sünden der Väter“.

Schon ein Jahr später wird Vater August Ganghofer ins Ministerium nach München berufen. Ludwig dient in München sein Jahr zu Ende. Dann tritt er in das Politechnikum ein. Aber die technischen Stu-

dien können seinen strebenden Geist nicht voll befriedigen. Er wirft sich mit Feuereifer auf die Naturwissenschaften und fühlt sich besonders zum Studium der Physik hingezogen. Die Vorlesungen des Professors Wilhelm von Beez regen ihn mächtig an. Diesem bedeutenden Menschen bewahrt er noch heute eine dankbare Erinnerung. Beez war das Muster eines hervorragenden Lehrers. Sein ruhiger, geistvoller Vortrag und seine liebenswürdige, wunderbar ausgeglichene Persönlichkeit gewannen ihm die Herzen der Hörer, mit denen er sich im Laboratorium eingehend beschäftigte. Unter dem starken Eindruck, den dieser Lehrer machte, erwachte in Ganghofer eine besondere Vorliebe für das Studium dieser Wissenschaft. Drei Jahre arbeitete er im Laboratorium. Daneben aber erfüllte ihn das Bestreben, den Umfang seines Wissens allgemein zu erweitern. Und allmählich vollzieht sich der Umschwung in seinem Bildungsgang. Er gibt die technischen Studien vollständig auf und wirft sich auf das Studium der literarhistorischen und philosophischen Wissenschaft. Zunächst hört er am Politechnikum nordische Literatur bei Karl von Reinhardstöttner, mit dem ihn freundschaftliche Beziehungen verbinden, und deutsche Grammatik bei Wilhelm Herz, dem begnadeten Dichter — ferner auf der Universität Philosophie bei Karl von Prantl,

Ästhetik bei Moritz Carrière und deutsche Literaturgeschichte bei Michael Bernays. Daneben pflegte er Sprachstudien: französisch, englisch, italienisch. Immer klarer trat dabei die Absicht hervor, die akademische Laufbahn einzuschlagen und sich dereinst für Literaturgeschichte zu habilitieren.

Mitten in diesem ernstesten Arbeitsdrange verschaffte sich sein stürmisches Naturell in einem heiter übermühtigen Studentenleben Befriedigung. Von der Frohnatur seiner Mutter hatte er die lachende Gabe empfangen, aus jeder Stunde die Schönheit und Freude, die sie enthielt, bis auf die Reize auszuschöpfen. Ein starker Helfer hiebei war ihm die strotzende Gesundheit, die allem Übermut des Genusses gewachsen war. Sportliche Übungen werden in dieser Zeit mit Leidenschaft betrieben; vor keinem waghalsigen Experiment schrickt er zurück; daher bleibt er auch immer der unbestrittene und vielbewunderte Führer im Kreise seiner Kameraden.

Vor allem aber reizt ihn das Hochgebirge mit seinen Wundern. Die Liebe zur Natur, die er schon im Elternhaus mit saugenden Organen in sich aufgenommen hatte, entfaltet sich nun zu einer durchs ganze Leben ausdauernden Liebe zu den Bergen und ihrem Volke. Zugleich dämmert in seiner Seele ein tieferes Naturverständnis auf; er fängt an, die Natur

monistisch zu erfassen, als einen blühenden und ewig sich wandelnden Teil eines großen Lebenswillens, der alles Altende und alles Bestehende in sich einschließt. Die Lehre Schopenhauers und Häckels treibt in seinem spekulativen Gemüte allerlei poetisches, pantheistisches Rankenwerk.

Gleichzeitig mit diesem Naturkultus wächst auch sein poetischer Schaffensdrang. Neben zahlreichen Gedichten entstehen Entwürfe zu einem historischen Drama „Heinrich VI.“ und zu einer Tragödie „Die Witwe von Alicante“. Die Hinneigung zur Bühne, die zeit seines Lebens einen mächtigen Schaffenstrieb bei ihm bildete, wird genährt und entzündet durch einen regen Theaterbesuch. Das Münchener Hoffchauspiel war damals in der Zeit seiner Blüte. Es hatte mit seinem mustergültigen Ensemble die literarische Führung für Deutschland übernommen. Da wirkten der geniale Christen, Jenke und Herz, der alte Dahn, Richter, der liebenswürdige Rütbling, dieser Münchener „Baumeister“, Poffart in seiner aufsteigenden Kraft und Häuser — dazu die Hausmann, die dem deutschen Theater niemals ersetzt werden wird, die unglückliche Johanna Mayer, die einen Herzenskonflikt durch Selbstmord löste, die geistvolle, von Humor und Leben sprudelnde Marie Meyer, die Klara Siegler in ihrer jungen Blüte

und die unvergleichliche *Ramlo*, diese beste „*Franziska*“, diese einzige „*Nora*“.

In diese Zeit fällt der Aufgang *Henrik Ibsen's*, dessen Bekanntschaft *Ganghofer* im Hause des Schauspielers *Rüthling* macht. Die erste Aufführung von *Nora* war für *Ganghofer* ein Ereignis von unauslöschlichem Eindruck. Nach dem dritten Akte taumelt er aus der kleinen, mit Menschen angepferchten Galerie des Residenztheaters auf den Korridor hinaus, wirft sich zu Boden und bricht in Schluchzen aus. Man fragt ihn, was ihm fehle. Er kann nicht antworten. Solche halbvisionäre Paroxysmen treten auch in seinem späteren Leben vereinzelt auf. Wenn ihn der Dämon starker seelischer Eindrücke packt, dann durchschüttelt es seinen ganzen Körper konvulsivisch, und die reale Welt versinkt vor ihm. Einer ähnlichen Szene habe ich selbst beigewohnt, als *Ganghofer* im Hause eines Wiener Freundes den Pianisten *Alfred Grünfeld* *Richard Wagner* spielen hörte. Sein Gesicht wurde purpurrot, an den Schläfen schollen ihm die Adern, seine Augen füllten sich mit Tränen, er fuhr sich mit der zitternden Hand über die Stirne und mußte schließlich die Gesellschaft verlassen, um sich an einem geöffneten Fenster von dem Eindruck zu erholen, den die künstlerische Darbietung auf seine Nerven ausgeübt hatte.

Neben der fördernden Wirkung, die das Münchener Hoffchauspiel auf ihn übte, fand er auch sonst auf dem literarischen Boden Münchens noch lebhaftere Anregung. Eine glückliche Stunde führte ihn mit Karl Stieler zusammen, dem der Welt zu früh ent-rissenen Dichter des „Winter-Idylls“, und ein herzliches Freundschaftsband verbindet die beiden. Auch Beziehungen zu Kobell, Paul Heyse und Hermann Lingg entstehen. Aber trotz aller Verehrung für diese Großen hält ihn eine zarte Scheu davon ab, sich ihnen aufzudrängen. In seinem ganzen Leben hat er den Grundsatz festgehalten: man soll berühmte Leute in Ruhe lassen, sie um keine Minute ihrer Zeit betrügen, aber würdigen und lieben, was sie geschaffen haben. — Als später der Ruhm bei ihm selber einkehrte, da mußte er freilich die Erfahrung machen, daß sich dieser löbliche Grundsatz der schonungsvollen Rücksicht keiner allgemeinen Geltung erfreut.

Auch das vollstümliche Theater hatte in dieser Zeit zu München eine fruchtbare Pflegestätte im Gärtnertheater, unter dem Direktor Heinrich Lang. Im Ensemble des oberbayrischen Volksstückes wirkten hier Amalie Schöner und die temperamentvolle Hartl-Mitius, der alte Lang, dieser letzte, zwerchfellerschütternde Vertreter der Staberliaden, der gemütsstiefe Hans Neuert und der kraftvolle Albert

— eine treffliche Künstlerschar, die wenige Jahre später den „Herrgottschneider“ zum Siege führen sollte.

Im Herbst 1878 verläßt Ganghofer München, um sich an der Universität Berlin zum Doktor-Examen vorzubereiten. Das Studium der französischen Literatur entzündet in ihm eine Schwärmerei für Alfred de Musset, die ihn zu einer Übersetzung des „Kolla“ veranlaßt.

Auch das weltgeschichtliche Theater, die Verhandlungen des Reichstags und seine politischen Kämpfe, regen ihn mächtig an. Die gewaltige Gestalt des Reichskanzlers reißt ihn zu einem leidenschaftlichen Bismarck-Kultus hin. Als Kaiser Wilhelm I. nach dem Nobiling'schen Attentat genesen nach Berlin zurückkehrt, steht Ganghofer mit den Studenten, spazierend, unter den Linden.

Im akademisch-literarischen Verein finden sich die Stürmer jener Jahre zusammen. Präses war Berthold Litzmann — heute ein hervorragender Literaturhistoriker, der Autor eines ebenso sehr durch persönliche Wärme wie durch reiches Wissen fesselnden Werkes über Goethes „Faust“. Den Vorsitz als Ehrenpräsident führte Ernst von Wildenbruch. Damals hatte er schon den „Menoniten“, „Die Karolinger“ und „Harold“ geschrieben, bekam aber seine Manuskripte von allen Bühnen zurückgeschickt. Da führten

die Mitglieder des akademisch-literarischen Vereins am Nationaltheater den Menoniten auf. Das Werk schlug mit zündender Wirkung ein. Mit diesem Tage begann Wildenbruchs Aufstiege.

Auf Ganghofers Anregung veranstaltete die Berliner Studentenschaft im gleichen Winter eine Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“, in der Ganghofer den Rudenz spielte — „Unser schwäbischer Ali“ hieß es in einer Besprechung Oskar Blumenthals.

An dem nötigen Feuer für den Rudenz mag es dem damaligen Studenten nicht gefehlt haben; auch war er ein eindrucksvoller Sprecher, der zu begeistern wußte, wie er später bei seiner erschütternden Trauerrede am Grabe Ludwig Anzengrubers und bei anderen Anlässen bewies. Und bei dem Schweizer Junker wird wohl der Dialekteinschlag, den Ganghofer nie überwand oder überwinden wollte, nicht sehr gestört haben. Dieser oberbayerisch-schwäbische Mischdialekt, zu dem sich später noch eine wienerische Vokalfärbung gesellte, gibt seiner Sprechweise einen anheimelnden Klang.

In den gleichen Winter fällt ein Ereignis von wichtigen Folgen für die dichterische Entwicklung Ganghofers. Unter dem Impresario D e p p e kam die oberbayerische Dialekttruppe des Münchener Gärtnertheater nach Berlin und gastierte im Friedrich-Wilhelmstädti-





Ludwig Ganghofer, 1880.

❖



schen Theater. Sie spielten die „Zwiderwurzeln“ von Hermann Schmid, den „Schlagring“ von Hans Neuert und die „Gundl vom Königssee“ von Bonn (dem Mieris der „Fliegenden Blätter“). Diese Stücke fanden wenig Anklang, das zuletzt genannte wurde sogar energisch abgelehnt. Aber ein großer schauspielerischer Erfolg war es, ein Erfolg der Natürlichkeit und Lebenswahrheit in der Darstellung volkstümlicher Gestalten. Da jedoch die Stücke nicht wirkten, endete das Gastspiel mit einem bösen finanziellen Mißerfolg. Nach dem üblen Schicksal der „Gundl vom Königssee“ saßen die Schauspieler mit langen Gesichtern und in gedrückter Stimmung in Schmid's Hotel beisammen, Ganghofer unter ihnen, der, mit Neuert und Albert bekannt, gekommen war, um die Heimat zu grüßen. Er beteiligte sich an den Leichenreden, die über das Schicksal des Gastspiels geführt wurden, und eine zufällige Wendung des Gesprächs veranlaßte ihn, sich darüber auszusprechen, wie seiner Meinung nach diese bayerischen Volksstücke beschaffen sein müßten, damit die natürliche Eigenart dieser trefflichen Schauspieler zu bester Wirkung gelangen könnte.

Diese kritische Auseinandersetzung hatte zur Folge, daß der Impresario Deppe am folgenden Morgen bei Ganghofer erschien und ihm den Antrag stellte, für

die Münchener Dialekttruppe „ein solches Stück, wie er gemeint hätte“, zu schreiben. Der Antrag wurde rundweg abgelehnt. Ganghofer war mit seiner Doktor-Arbeit beschäftigt, feilte daneben an einem „Lustspiel in fünffüßigen Jamben“ und dachte mit keinem Gedanken daran, Dialekt-Schriftsteller zu werden.

Ein paar Tage später, als die Münchener von Berlin abgereist waren, schien die Sache begraben. Die Doktor-Arbeit, eine kritische Parallele zwischen Rabelais und seinem Verdeutscher Fischart, machte tüchtige Fortschritte. In seinen Mußestunden beteiligte sich Ganghofer fleißig als Mitarbeiter an den von den Brüdern Hart begründeten und von Max Stempel weitergeführten „Bremer Monatsheften“. Und im Frühling 1879 erschien bei Rütchmann in Bremen die Gedichtsammlung „Vom Stamme Ufra“, Ganghofers erstes Buch. Der Erfolg war mehr als bescheiden.

Das Sommersemester in Halle a. d. Saale verlebte Ganghofer in stiller Zurückgezogenheit bei eifriger Vorbereitung für das Doktor-Examen. Im Herbst 1879 findet seine Promotion zum Doktor der Philosophie an der Universität Leipzig statt.

Mit dem Doktorhute ausgestattet, kehrt er in gehobener Stimmung nach München zurück und genießt die erkämpfte Freiheit in vollen Zügen. Seine

Neigung führt ihn in die Kreise junger Künstler und Schauspieler. Und ein ausgeprägter Wille, das Leben schön und heiter zu gestalten, äußert sich in jugendlichem Saumel, manchmal auch in Extravaganzen.

Eine Schar Gleichgesinnter führt in einer Mondnacht in einem großen Park zu Schwabing Shakespeares „Sommernachtstraum“ auf, ohne Publikum, nur der Stimmung und der eigenen Schönheitfreude zuliebe. Ganghofer spielte den Demetrius.

Aber das Körnchen Anregung, das zu Berlin in die junge Dichterseele gefallen war, hatte ganz versteckt und heimlich ein Reis getrieben. Aus Reminiszenzen an die im Dorf verlebte Kindheit, an eine Geschichte, die dort geschehen war, und an Menschen, die dort gelebt hatten, bildete sich die Idee zum „Herrgottschnitzer“. Aber der Plan wurde, wie mancher andere, wieder beiseite geworfen.

Eines Tages trifft Ganghofer zufällig mit Hans Neuert im Café Maximilian zusammen. Neuert erinnert an jenen Abend in Berlin und fragt Ganghofer um seine Meinung über einen dramatischen Stoff, „Der Prozeßhansl“, an dem er, Neuert, gerade arbeite. Ganghofer schüttelt bedenklich den Kopf. Das war novellistisches Gewebe, undramatische Handlung. „Der Stoff unmöglich, nur der Titel gut“, so lautet Ganghofers Urteil. Dann macht er im Laufe

des Gesprächs eine Bemerkung über die dramatische Idee, an der er so nebenbei geboffelt hätte. Neuert wird neugierig, Ganghofer muß erzählen, Neuert ist Feuer und Flamme, läßt nicht mehr locker, und in sechs Tagen schlüffelt Ganghofer den „Herrgottschnizer“ aus dem Ärmel. Neuert überarbeitet das mit den praktischen Notwendigkeiten der Bühne in manchem Widerspruch stehende Stück, bereichert es mit humoristischen Episoden und reicht es bei der Direktion des Gärtnertheaters ein. Das Stück wird angenommen — nur weil Neuert dabei beteiligt war. Man setzte keine besonderen Hoffnungen auf die Arbeit. Der Regisseur Skitt sagte: „No, dreimal werden wir's schon haben!“

Am 17. März 1880 ist die erste Aufführung. Die Hartl-Mitius, die Schöner, Neuert, Albert, Hofpauer, Brummer, Skitt und Vater Lang sind in den Hauptrollen beschäftigt. Es gab einen freundlichen Erfolg. Das Stück wird 19mal aufgeführt, ohne eine sonderliche Anziehung auf das Publikum auszuüben. Aber die Schauspieler fühlen: Jetzt haben sie das Stück, das sie brauchten. Sie gehen im gleichen Sommer mit dem „Herrgottschnizer“ nach Berlin. Der Erfolg ist ein enthusiastischer; die Kritik ist einstimmig in Lob und Anerkennung. Trotz aller Sommerglut haben die Münchener mit dem Stück allabendlich ein ausverkauftes Haus. Berthold Auer-

bach schrieb damals in sein Tagebuch — ich zitiere aus dem Gedächtnis: es wäre der leider unerfüllte Traum seines Lebens geblieben, so etwas für die Bühne zu schaffen, so frisch und herzlich herausgegriffen aus dem Leben des Volkes.

Nach der Heimkehr des Ensembles wird das Stück im Gärtnertheater wieder aufgenommen und bei vollen Häusern den ganzen Winter hindurch gegeben. Dann nahm es seinen Weg über alle deutschen Bühnen der Welt. Seine Aufführungen zählen nach vielen Tausenden, und es ist wohl eines der meistgespielten Stücke der letzten Jahrzehnte.

Damit hatte Ganghofer dichterisch sich selbst gefunden. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß er, dessen wurzelechte Eigenart ihm durch Heimatscholle und Vaterhaus tief im Blute saß, nicht früher oder später dem Schatz seines Gemütes die richtige Prägung gegeben hätte. Aber jenes Gespräch im Hotel Schmid zu Berlin kürzte die mäandrischen Linien, auf denen seine tastenden Organe bisher herumgeirrt, um ein bedeutendes ab.

Und eines Tag aufzuwachen und berühmt zu sein, das ist ein Wunderbares — als hätte die Sonne am Morgen all die Blütenkelche erschlossen, von denen der Dichter eine lange Winternacht geträumt. — —

Aber noch ein anderes Moment kam hinzu, um mit

hellem Licht den Pfad seines künftigen dichterischen Schaffens zu beleuchten. Banghofer sah nämlich im gleichen Winter zum erstenmal ein Werk von Anzengruber, zuerst den „Pfarrer von Kirchfeld“, dann die „Kreuzelschreiber“. Anfangs verdarb ihm die Erkenntnis des Besseren die Freude an der eigenen Arbeit und schmälerte die Genugtuung über den eigenen Erfolg. Zugleich aber fühlte er durch den Dichter des Pfarrers von Kirchfeld alle Seelenfasern seines Wesens in mächtige Schwingung versetzt, und da klang viel Verwandtes mit; da wurde der Urbesitz seiner eigenen, aus dem Volkstum gewachsenen Bilderfülle in seinen Augen größer und verehrungswürdiger. Er wußte nun, wo er zu schürfen hatte, um auf die Erzadern seiner Gestaltungskraft zu stoßen. Ein heißes Einwühlen in Anzengrubers Schöpfungen und eine glühende Begeisterung für den Meister einer wahrhaft volkstümlichen Kunst machte in seinem eigenen Gemüt tausend Quellen springen, zeigte ihm die gemünzten Schätze des Volkstums, die er halb unbewußt im elterlichen Heim, in der Waldeinsamkeit des Forsthauses und im Verkehr mit den Dorfbewohnern in sich aufgehäuft hatte.

Als sich ihm bald darauf die Gelegenheit bot, nach Wien zu übersiedeln, da beeinflusste ihn vor allem der Gedanke: Das ist die Stadt, in der Ludwig Anzengruber lebt und schafft.







So war es also nicht nur der erste große Erfolg, der die Entwicklung und den Werdegang des 25jährigen Dichters beeinflusste. Auch alle Gärungen und Stürme seines bisherigen Lebens hatten sein poetisches Schaffen angeregt. Sein erster Liebesroman begeistert ihn zu lyrischer Kleinarbeit. Auch die fröhliche Studentenzeit in Würzburg treibt frische lyrische Blüten. Seine Studien und das leidenschaftliche Versenken in die Schätze der Weltliteratur regen ihn zu weitausgreifenden Plänen an. Aber es ist ein Fasten und Suchen, das Anempfinden einer fremden Welt, die er vorerst nur ahnt, ohne sie zu besitzen. Erst mit dem Erfolg des Herrgottschnizers wird ihm sein eigenes Können bewußt, und er macht sich die Lebensweisheit

zu eigen, die Michel Angelo in einem seiner Gedichte so klar zum Ausdruck bringt:

Kannst du nicht, was du willst, wohlan,  
 So wolle das, was du kannst.  
 Ein Tor will ohne Können,  
 Jedoch ein weiser Mann ist der zu nennen  
 Der, was er nicht kann, auch nicht denkt zu wollen.

So bleibt Ganghofer fest auf dem einmal betretenen Boden. Hier kann er, was er will. Das Gärtnertheater drängt um ein neues Stück. Er stellt die früher begonnenen Arbeiten zur Seite und findet zu dem von Neuert herrührenden Titel „Der Prozeßhansl“ ein neues brauchbares Motiv und baut darauf eine wirksame Handlung. Auch dieses Stück, das im folgenden Winter am Gärtnertheater zur Aufführung gelangt, hatte starken Erfolg und machte seinen Weg über die Bühnen.

Gleichzeitig kommt eine neue, starke Anregung, die für Ganghofers Entwicklungsgang von großer Bedeutung ist. Franz Jauner, der in Wien die unter der Direktion Albin Swobodas vertrachtete „Römische Oper“ übernommen hat, ist eben mit der Neugestaltung dieser Bühne, die von nun an „Ringtheater“ heißt, beschäftigt. Ein Talentfinder, wie Heinrich Laube einer war, wird er auf Ganghofer aufmerksam und bietet ihm für das neuerstandene

Theater die Stelle des Dramaturgen an. Stellung und Arbeitsfeld waren verlockend. Aber den Ausschlag für die Annahme gab der Wunsch, in der Theaterstadt Wien, der Stadt Ludwig Anzengrubers, leben und schaffen zu können.

Der Sommer wird noch mit einem dreimonatlichen Aufenthalt im Hochgebirge in vollen Zügen genossen. Es kann nicht oft genug betont werden, welcher tiefgehenden Einfluß auf des Dichters Schaffen sein glühender Naturkultus, wie seine Jagdleidenschaft, ausübten und noch immer ausüben. Dieses freie, ungebundene Jägerleben in der stählenden Hochgebirgsluft, beseelt durch eine gedankenvolle Naturbetrachtung, wirkte ungemein vorteilhaft auf die Elastizität von Körper und Geist. In der grünen Stille und auf den blauen Höhen da droben wachsen die Ideen und Gestalten seiner Werke viel üppiger, als am Schreibtisch zwischen den vier engen Wänden. Sein phänomenales Gedächtnis macht ihm mühselige Aufzeichnungen entbehrlich. Aus dem Rauschen oder Schweigen des Waldes wächst ihm stets die richtige Stimmung heraus, und die Gestalten seiner Phantasie werden getränkt mit allem Licht und Farbensauber seiner geliebten Bergwelt. Auf einem steilen Hang, oder auf einem moosbewachsenen Stein kann er lange Stunden verträumen; und während er die

ruheloſe Käſerwelt im Graſe mit ſinnenden Augen betrachtet, geſtaltet ſich ihm das künſtleriſche Bild dieſer Hochlandskinder, die im täglichen Kampf mit den Naturgewalten ihr Lebenswerk erfüllen. Zurweilen ſchweift ſein Blick in vergangne Zeiten zurück, in denen dieſes Volk mit halb erſchloſſener Erkenntnis, in trozigem Ringen mit harten Menſchen und mit blindwütenden Elementen, der ſpröden Scholle ſein kärgliches Daſein abtroſte. Da leuchten Zukunſtſpläne auf und ſchlummern als geiſtiger Beſiß in ſeinem Innern. Und wenn er heimkehrt von der Pirsch, ſo bringt er außer dem Geweih des Hirschens oder den Krickeln des Gemſbockes noch eine koſtbarere Jagdbeute nach Hauſe, die er innerhalb ſeiner vier Wände nie erjagt hätte. So oft der Lärm der Großſtadt und das geſellſchaftliche Getriebe ſein Gemüt umſchnüren, flüchtet er in ſeine Berge und lauſcht den raunenden Stimmen des Waldes. Und da ſpringen auch wieder die Quellen ſeiner Phantaſie. — —

1881, im Herbfte, überſiedelt er nach Wien und nimmt bei der Eröffnung des Ringtheaters ſeine neue Tätigkeit auf. Der „Herrgottſchnitzer“ iſt die dritte Vorſtellung; Ganghofer ſelbſt führt die Regie; Jauner hatte opferwillig alles zugestanden, was vom Autor für die naturgetreue Ausgeſtaltung der Bühne gefordert wurde.

Einen Tag vor der Aufführung macht Ganghofer einen Besuch in der Hofmühlgasse — bei Ludwig Anzengruber. Der begeisterte Schüler will den Meister grüßen — und ihn bitten, daß er der Aufführung seines Stückes beizohnen möchte.

Ganghofer hat mir später oft diese Szene geschildert. Er trat durch eine stille Stube in einen langen schmalen Raum mit einem Fenster an der Schmalseite. Gegenüber vom Eingang stand ein langer Tisch, lichtbraun gestrichen, daneben ein ebensolches Stehpult. Alles ist mit Büchern und Schriften übersät. Scharfer Tabakgeruch und Rauchwolken in dichten Schwaden erfüllen den Raum. Neben dem Fenster sitzt Anzengruber an einem Schreibtisch bei der Arbeit. Der Dichter stand damals im 42. Lebensjahre. Das ausdrucksvolle Gesicht mit der scharfgeschnittenen Nase und den lebhaften, hellen Augen, die hohe Stirne mit dem spärlich werdenden langen Haupthaar und ein starker, bis zur Brust reichender brauner Vollbart — schon dieses äußerliche Bild machte auf den ersten Blick den Eindruck eines bedeutenden Mannes. Beim Sprechen kräufelte zuweilen ein ironisches Lächeln seine Lippen. Seine Sprechweise war etwas scharf alzentuiert und zumeist stark wienerisch gefärbt.

Anzengruber drehte sich halb im Sessel herum und fragte kurz: „Was wollen S'?“

Die Bitte des jungen Autors wird stockend vorgebracht: „Es wäre mir eine große Freude und Ehre, wenn der Meister, zc. zc.“

Energisches Kopfschütteln: „Na! Wann i a Stud sehn will, schreib i mir selber ans! Adje!“

Die Verstimmung Ganghofers über diesen unerwarteten Empfang ist begreiflich. Es war jedoch nur die Abwehr des im allgemeinen menschenfeindlichen Dichters gegen einen Unbekannten. Da konnte er ebenso borstig sein, wie er seinen wenigen Freunden gegenüber offen und herzlich war. Ich war damals schon mit Anzengruber befreundet und habe aus seinem Munde viel Freundliches und Anerkennendes über Ganghofer gehört. Und dieser rauhe Empfang schien ihn bei einer bald darauf folgenden herzlichen Aussprache mit Ganghofer selbst gereut zu haben.

Der nächste Abend brachte einen großen Erfolg im Ringtheater. Schon die mit malerischer Natürlichkeit ausgestatteten Bühnenbilder machten starke Wirkung. Ganghofer ist ein trefflicher Regisseur, der den szenischen Wirkungen bis ins kleine Detail nachgeht, wobei ihm seine Fähigkeiten als Zeichner und Maler für die dekorativen Effekte sehr zu statten kommen. So oft der Vorhang aufging, setzte der Applaus ein. Solch eine treue Wiedergabe eines Stückes Natur auf dem Theater war neu in Wien. Die Kritik

sprach damals das Wort: „Ein Defregger der Bühne.“ Über das Stück, das in solch vollendetem künstlerischem Rahmen gespielt wurde, war das Publikum einstimmig in seinem Beifall. Die Stimmen der Kritik waren allerdings geteilt. Man schlug mit dem Namen Anzengruber auf den jungen Autor los — und das taten dieselben, die dem Wiener Meister mit ihrem Genörgel das Leben und die Arbeit verbittert hatten.

Ein paar Tage später — Ganghofer ging eben vom Ringtheater gegen das Schottentor — spürt er einen Puff im Rücken. Er dreht sich um. Anzengruber steht vor ihm, in der Hand einen derben Knotenstod, mit lächelndem Gesicht. „Sö san doch der, zu dem fein' Stud i hätt' gehn solln? Na also, gestern hab' i mir's ang'schaut. Alles g'fällt mir grad net. Aber es san schon a paar Sacherln drin — allen Respekt!“

Sie gehen miteinander die Herrngasse hinunter, und Anzengruber beginnt den Herrgottschnitzer unter ein scharfes, kritisches Seziermesser zu nehmen. Für diese Viertelstunde ist ihm Ganghofer dankbar geblieben. Und seit damals war Anzengruber auch gut und freundlich mit ihm.

Und dem Meister, der in Wien die ersten herzlichen Worte zu Ganghofer gesprochen, sollte dieser nach Jahren das letzte aller Worte sagen, über den Rand des Grabes hinunter. — —

Der Erfolg im Ringtheater wuchs mit jeder Vorstellung. An den jungen, lebenslustigen Dichter, der so schnell bekannt geworden, drängte sich bald die Gesellschaft heran, und er fühlte sich wohl in diesem neuen Kreise, der noch um einige Noten frischer und liebenswürdiger gestimmt war, als der Lebensklang der Münchener Heimat. Der Wiener Frohsinn stimmte so recht mit seinem heiteren, nach Helle verlangenden Naturell überein. Dazu kam noch der Rausch einer neuen Offenbarung, in den ihn die Darbietungen des Burgtheaters versetzten. Er sah noch den herrlichen Abendshimmer des alten lieben Hauses auf dem Michaelerplatz und alle die Großen dieser Stätte — nun sind sie gealtert oder stumm geworden — damals hatten sie noch den Schimmer der Jugend um die Stirne: die Wolter in ihrer beherrschenden Kunst und Schönheit, die Hartmann in ihrem bestrickenden Humor und Liebreiz, die Gabillon, die Hohenfels und Wessely, dann Sonnenthal, Baumeister, Robert, Lewinsky, Kraftel und Gabillon, dessen starke, reckenhafte Eigenart am tiefsten auf Ganghofer wirkte — eine Eigenart, wie sie der deutschen Bühne so kraftvoll und siegend niemals wieder kommen wird.

Die Vorstadtbühnen imponierten ihm wenig. Die Geister war nur zuweilen noch als Gast zu



sehen und da nur mehr ein Schatten ihrer einstigen Größe, der Stern der Gallmeyer war schon im Erbleichen, Matras war ein halb erloschenes Licht, das bald darauf in die Nacht des Wahnsinns versank, Rnaak und Blasel mehr auf den lokalen Geschmack gestimmt, Schweighofer auf der Gastspielwanderung begriffen — nur im Theater an der Wien gewann und erfang sich der junge Girardi alle Herzen.

Inmitten aller Genußfreude dieser ersten Wiener Monate glomm in Seele und Herz des jungen Dichters ein Funke auf, der ihm die trauliche Flamme des häuslichen Herdes entzünden sollte.

Im Herrgottschneider hatte eine junge Sängerin mitgewirkt, Katinka Engel, ein zierlich modelliertes, bewegliches Figürchen. Aus dem runden, blühenden Gesichte, unter blonden Flechten, lachten ein Paar heiter glänzende Augen — ganz der Typus der gut geratenen Wienerin — doch manchmal mit einem ernstern, sinnenden Schatten um die Stirne — ein Zug, der an den Wienerinnen nicht oft gefunden wird. Schon die erste Begegnung bei der Leseprobe war entscheidend für dieses junge Menschenpaar. Aber der heiße Boden des Theaters war dem Zusammenfinden ihrer Herzen eher feindlich als günstig. Hinter den Kulissen sind Zweifel und Mißtrauen heimisch.

Doch es kam eine Stunde der jähen Aussprache — sie kam mit einer Nacht in Flammen und Rauch, mit einer Nacht des Schreckens und der Verzweiflung — mit dem Brande des Ringtheaters!

Es war ein Feiertag, dieser furchtbare 8. Dezember. Ganghofer hatte den Nachmittag am Schreibtisch zugebracht — das Volksstück „Der zweite Schas“ war im Entstehen. Gegen 7 Uhr abends machte er sich auf den Weg ins Theater, wo „Hoffmanns Erzählungen“ zum zweitenmal gegeben werden sollten. Wie er zum Schottentor kommt, sieht er eine Rauchwolke über dem Dach des Ringtheaters, eine Flammengarbe schlägt in die Luft — das Theater brennt. Bei allem Schreck des Augenblicks durchzuckt ihn auch eine qualvolle, zitternde Sorge des Herzens — Ratinka hatte die Absicht ausgesprochen, der Vorstellung am Abend beizuwohnen. Ganghofer will in den Zuschauerraum eindringen — Polizisten und Feuerwehrleute verhindern ihm den Eintritt: Es wäre niemand mehr im Hause — „alles gerettet!“ — Er stürzt zum Bühneneingang; Schauspieler in den Kostümen des Abends und Bühnenarbeiter fliehen über die Treppen herunter, niemand gibt ihm Antwort auf die Frage, ob Ratinka Engel im Hause wäre. Er eilt hinauf zu den Garderoben, findet sechs Menschen, die in ihrem Entsetzen wie blind umherrennen, sieht in einer Gar-



Der „Herrgottschneider“ im Ringtheater.  
Bühnenbild des H. Altés.

derobe eine Schauspielerin im Hemd, gelähmt und besinnungslos vor Schreck. Ganghofer hüllt die Zitternde in seinen Winterrock ein und will die sieben Ratlosen führen. Eine Bühnentüre, glühend geworden, bricht aus den Pfosten heraus — die ganze Bühne ein Flammenmeer, dessen strahlende Hitze die Haut, das Haar und die Kleider versengt. Ganghofer, bei seiner genauen Kenntniß des Hauses, findet den Weg zur Unterbühne und zum Hofraum, den schon erstickender Qualm erfüllt. Das ins Freie führende Thor ist versperrt. Mit Aufgebot aller Kräfte wird es von Ganghofer eingedrückt, und die kleine Schar ist im Freien. Auf der Straße schreien Tausende erregt durcheinander. Man hat in den Gängen des Zuschauerraumes die ersten Toten gefunden. Im Korridor der Galerie liegen ganze Wälle von Leichen.

Ganghofer hat in dem schreienden Gewühl, das die Ringstraße erfüllt, einen Wagen erhascht und jagt in die Nibelungenstraße, wo Ratinka, die ihre Eltern früh verloren hatte, in der Familie ihres um die Schwester treubeforgten Bruders lebte. Sie hatte die Vorstellung besuchen wollen, aber ein Söhnchen ihres Bruders war erkrankt und hatte die „Tante Tinka“ gebeten, bei ihm zu bleiben und Märchen zu erzählen. Dieser Liebesdienst hat ihr das Leben gerettet und ein junges, keimendes Glück beschirmt. Während sie am

Bettchen des Kindes sitzt, kommt eine Magd hereingestürzt: der Herr Doktor wäre draußen, ganz bleich, ohne Hut und Winterrock, und könnte nicht reden und wäre wie ein Verrückter. Ratinka eilt in den Flur hinaus, zwei zitternde Arme umklammern sie, und in einem Schrei der Freude, mit Schluchzen und Küssen, spricht sich alles Stumme aus.

Es war eine Nacht des Schreckens für Wien. Gegen 400 Tote wurden zwischen den rauchenden Trümmern des Theaters gefunden.

Und diese Nacht erschuf ein junges Glück, das in reiner Sonnenhelle durch ein ganzes Leben dauern sollte. In Ratinka Engel fand Ganghofer nicht nur eine Frau von seltenen Herzenseigenschaften, von ruhelos sorgender Treue für den Gatten und die Kinder, sondern auch eine ernste, mit unbestechlichem Urteil begabte Beraterin seines Schaffens. Wer weiß, ob ohne diese Frau der Lebensweg Ludwig Ganghofers, bei seinem heißblütigen Naturell und der lachenden, optimistischen Art, wie er das Leben zu nehmen pflegte, so gleichmäßig, so ruhig und sicher zur Höhe des Erfolges gestiegen wäre?

Am 7. Mai 1882 fand die Vermählung statt. Die Hochzeitsreise sollte nach dem Süden gehen, nach Venedig, Florenz. Aber das kleine Fischerdorf Abbazia, dessen Strand an der blauen Adria damals noch kein

Hotel und keine Villa trug, hielt mit seinen Lorbeerwäldern und feinen blühenden Rosen das junge Paar zurück.

Dann baute Ganghofer seinem jungen Glück ein gemütliches Nest in Döbling bei Wien, wo er ein Gartenhaus gemietet hatte. Mit dem Glück, das er gewonnen, hatte er auch eine Pflicht auf sich genommen — und da begann die ernste Arbeit seines Lebens.

Schon im Februar hatte er das Volksstück „Der zweite Schatz“ vollendet. Im März wird es im Gärtnertheater in München zum erstenmal aufgeführt. Die äußere Aufnahme war eine freundliche, in Wahrheit war es aber, wie die späteren Aufführungen zeigten, ein Mißerfolg. Nach meiner Ansicht ist dem Stücke Unrecht geschehen. Es war nur damals für dieses heikle, mit Tiefe und Humor erfaßte Problem und für die realistische Gestaltung seiner Figuren noch nicht die Zeit. Zehn Jahre später, als die naturalistische Schule ihren Triumphzug durch Deutschland machte, hätte das Stück wohl das richtige Verständnis gefunden. Und noch eins mochte den damaligen Mißerfolg verschuldet haben. Für die Darstellung der weiblichen Hauptrolle gab es damals in deutschen Landen keine Interpretin. Diese Rolle verlangt eine dramatische Wucht, wie sie die Wolter hatte, und dazu den Humor einer Gallmeyer. Die Wiener Bühne

besitzt jetzt eine vollstümliche Darstellerin, die alle ihre Vorgängerinnen auf diesem Gebiete weit überragt: die geniale, von ursprünglicher Kraft strotzende Hansi Niese. Sie könnte mit der Darstellung der Model das Stück zum Siege führen. Den Lesern Ganghofers ist übrigens das Problem des Stückes aus der Hochlandsgeschichte „Der Jäger von Fall“ bekannt. Ganghofer hing an dem Stoffe, mit dem ein Stück seines Lebens im Hochgebirge verknüpft war, und wollte ihn nicht verloren geben. Durch die Umarbeitung in die Hochlandsgeschichte, die schon in zehnter Auflage erschienen ist, gelang ihm auch das Werk dieser Rettung.

Karl Stieler empfahl die Arbeit dem Verlagsbuchhändler Alfred Bong in Stuttgart, an dem Ganghofer einen vertrauensvollen Verleger für seine ganze Lebensarbeit und einen treuen, zuverlässigen Freund gewonnen hat.

Der Herbst bringt die Übersiedlung des jungen Paares nach Wien. Die neue Wohnung liegt in der Raunthgasse im sechsten Bezirk, im sogenannten „Rasenstadel“, mit dem malerischen Ausblick über die winkligen Dächer des ältesten Wien.

Es entstehen zunächst kleinere Dorfgeschichten, die in dem Bande „Bergluft“ gesammelt werden. Gleichzeitig erscheinen zwei Bände Lyrik, „Bunte Zeit“,

eine vermehrte Neuauflage der Sammlung „Vom Stamme Ufra“, und „Heimkehr“.

In „Bergluft“ findet sich auch der „Herrgottschneider“ als Novelle erzählt — Ganghofer hatte Ursache, sein geistiges Eigentum an dem erfolgreichen Stück in dieser Form zu dokumentieren. Die Geschichte vom „Geigentröpfl“, von dem verwachsenen Kohlenbrenner, in dessen armseligem Körper eine schöne, nach Liebe dürstende Seele wohnt, zeigt schon die tiefinnerliche, von Menschenliebe durchleuchtete Erzählungskunst Ganghofers. An die hart geformte Tragödie der „Seelentersleut“ schließt sich „Hochwürden Herr Pfarrer“ an, das prächtige, vollsaftige Konterfei eines originellen Landpfarrers, in dessen ungeschlachter Hülle eine zarte und weiche Seele wohnt.

Im Winter 1882 lernte ich Ganghofer kennen. Ich war damals Obmann des Vereins der Literaturfreunde. Dieser Verein hatte sich durch die von ihm veranstalteten Vorlesungen hervorragender Schriftsteller und Gelehrten, sowie durch seine geselligen Abende zu einem Mittelpunkt des literarischen Wien gestaltet. Hier fanden sich die Männer der Feder, sowie das damalige Jung-Wien an den Mittwochabenden im Säulensaal des Hotels „Zum goldenen Lamm“ zu anregendem Verkehr zusammen. Die Leseabende, die von diesem Verein zum erstenmal in größerem Stile



organisiert wurden, waren für das geistige Wien von hohem Interesse. Der rührige Ausschuß, in dem besonders Gustav Eriech, Wilhelm Goldbaum und Hermann Winds eine unermüdlige Tätigkeit entfalteten, sorgte für ein interessantes Programm. Die Saison wurde gewöhnlich mit einer Vorlesung Anzengruber's eröffnet. Im Laufe der Jahre lasen hier, um nur einige zu nennen: Otto Roquette, Wilhelm Jordan, Albert Träger, Wilhelm Onden, Georg Brandes, Heinrich Laube, Franz v. Dingelstädt, Julius Stettenheim, Karl Stieler, Peter Rosegger, Paul Schlenker, Georg Scherer, Moriz Jokaj — und von Einheimischen: Hermann Bahr, Friedrich Schögl, Eduard Pözl, Vinzenz Chiavacci, E. Karlweis, Gust. Schwarzkopf, Friedr. Gust. Eriech, Wilhelm Goldbaum, Hugo Wittmann, Eduard Hanslick, Karl v. Chaler, Max Kalbeck, Leopold Kompert, Max Burckhard, Anton Bettelheim und viele andere. Außer diesen Autoren bekam das Publikum auch die hervorragendsten Schauspieler zu hören, wie Sonnenthal, Baumeister, Mitterwurzer, das Ehepaar Gabillon, Kraftel, das Ehepaar Hartmann, die Wilbrandt-Baudius, die Gallmeyer, Girardi und Martinelli.

Die Intimen des Vereins bildeten einen anregenden Freundeskreis. Von diesen, die mit Ganghofer zuweilen verkehrten, wurde er bestimmt, dem Verein

der Literaturfreunde beizutreten. Seine temperamentvolle Art und die frische Natürlichkeit seiner jungen Frau brachten neues, heiteres Leben, und bald waren die „Ganghoferischen“ der Mittelpunkt des intimeren Kreises, der sich in den Familien der Freunde noch enger zusammenschloß. Da fand man sich an den Donnerstagen bei Wilhelm Goldbaum und seiner lebenswürdigen Gattin Hermine. Hier, wie bei den literarischen Abenden unseres Freundes Emanuel Grünfeld, gab es anheimelnde Stunden, die jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben. Bald waren die meisten auf Du und Du, und sorgloser Frohsinn und schäumender Übermut beherrschte die Tafelrunde. Manchmal gab es auch hitzige Wortgefechte über literarische Streitfragen oder tiefsinnige philosophische Auseinandersetzungen, die oft bis zum frühen Morgen währten. Zu den Intimsten des Kreises zählte der unvergeßliche, uns allen zu früh entriffene C. Karlweis, der Dichter erfolgreicher Volksstücke. Stets war er mit Anekdoten und lustigen Aperçüs geladen und belebte die Stimmung mit seinen witzigen Einfällen. Gefällig und heiter, dienstbereit und opfernd war „Karlchen“, wie er mit seinem Rosenamen bei uns hieß, uns allen ein lieber Freund. Gustav Schwarzkopf nahm gerne die Gesellschaft unter seine „scharfen Gläser“ und zerfaserte schonungslos

die Schwächen und Verkehrtheiten seiner lieben Mitmenschen. Der satirische Wüterich kann aber keine Fliege leiden sehen und hat ein goldenes Herz für seine Freunde. Ludwig Hevesi, der Dichter und vielseitige Gelehrte, belebte den Kreis mit seinem lakonischen Humor. Wenn er aufgeknöpft war und gerade kein ernstes Thema angeschnitten wurde, lieferte er Goldbaum und mir die furchtbarsten Kalauer-schlachten bis zur beiderseitigen Kampfunfähigkeit. Manchmal kam auch Anzengruber, des öfteren Johann Strauß mit Gemahlin, in dessen kunstgeschmücktem Hause Ludwig Ganghofer durch viele Jahre mit Johannes Brahms, Viktor Silgner, Max Kalbeck, Julius Bauer und Alfred Grünfeld zu den intimeren Freunden zählte.

Der Verein der Literaturfreunde hatte Ganghofer im Winter 1882 zu einer Vorlesung eingeladen. Der Saal war bis auf das letzte Plätzchen besetzt. Der blonde Germane mit seinem prächtigen Lockenkopf hatte vortwiegend alle Sympathien für sich. Er fing zu lesen an, mit einem warmen, ansprechenden Klang, in Betonung und Aussprache alle Farben seines schwäbisch-bayerischen Dialekts. Das gab dem Vortrag der Dorfgeschichte „Hochwürden Herr Pfarrer“ einen gemüthlichen Einschlag. Man hört aufmerksam zu, ist angeregt und gefesselt. Auf einmal wird der Vorleser

unruhig, sucht nervös in seinem vor ihm liegenden Manuskript herum, blickt hilflos über die Zuhörer hin — es entsteht eine peinliche Pause — und endlich wendet sich Ganghofer an das Publikum mit den Worten: „Da bemerkte ich soeben, daß ich die Hälfte meines Manuskripts zu Hause vergessen habe. Ich bitte daher die geehrten Anwesenden, sich einige Zeit zu gedulden, bis ich das Manuskript zur Stelle habe.“ Gemurmelt und Gekichert im Publikum. Und als Ganghofer ziemlich kleinlaut ins Komiteezimmer tritt, rufe ich ihm entgegen: „Aber das geht ja nicht! Von hier ins Rasenstadel und zurück braucht ein Wagen eine geschlagene Stunde! Wir müssen die Vorlesung abfagen.“ — „Meinst du,“ sagt Ganghofer und macht ein Armesündergesicht, „aber wie wär’s, wenn ich die Geschichte aus dem Gedächtnis fortsetzen würde?“ — „Das wärst du imstande?“ — „Ich mein’ wohl! Probieren wir’s halt!“ — „Also zu, in Gottes Namen! Größer kann die Blamage nicht mehr werden.“ Ganghofer fuhr sich ein paarmal mit der Hand durch seinen blonden Haarwald und stieg dann mit gesenktem Haupte, wie ein Delinquent, der das Schaffot besteigt, auf die Estrade.

„Ich werde so frei sein, den Schluß meiner Erzählung aus dem Gedächtnis zu rezitieren und bitte für etwaige Lücken und Mängel um Nachsicht!“ leitet

Ganghofer sein mnemotechnisches Susarenstück ein. Lebhaftige Bewegung im Publikum, und halb zweifelnd, halb neugierig, hängt alles an den Lippen des Redners. Ganghofer fängt leise und zaghaft, die Hände verschlungen vor sich hingestreckt, den Blick ins Leere gerichtet, zu erzählen an. Aber bald wird er wärmer, die Worte fließen ruhig von seinen Lippen, jede Rede und Gegenrede, jeder Zwischensatz und jede sprichwörtliche Wendung kommen mit richtiger Betonung zum Ausdruck, die ganze Rezitation gewinnt an Leben und Färbung und ist viel wirksamer, als der vorher gelesene Teil. Dreiviertelstunden spricht er so ohne jeden Zwischenfall, und als er die Erzählung geendet hatte, geht ein Beifallssturm durch den Saal. Es entsteht eine lebhaftige Diskussion, und die ganz Klugen behaupten mit überlegenem Lächeln, daß Ganghofer die Erzählung auswendig gelernt und die Szene nur provoziert habe, um seiner Vorlesung einen pikanten Reiz zu geben. —

Im Februar 1883 wird dem jungen Paar das erste Kind geboren, ein Mädchen. Die goldenen Ringellocken des Vaters, die großen, sinnenden Augen der Mutter und ein sanftes, stilles Wesen von irgend einem Ahnherrn machen die kleine Lolo bald zum vergötterten Liebling des Freundeskreises. Ihr Gezwitscher verkündet von nun ab das Heim des Dichters,

und unsere Lolo wächst mit ihrer blumenhaften Seele heran, zartfühlend und selbstlos, nur bedacht, den Menschen Freude zu machen.

In den Sommer dieses Jahres fällt der erste Aufenthalt am Königssee, im Schiffmeisterhause. In der grünen Einsamkeit am Ufer des stillen, alle Schönheit spiegelnden Sees wird Banghofer durch fünf Monate festgehalten. Der Naturzauber des herrlichen und imposanten Landschaftsbildes wirkt mächtig auf ihn ein. Er ist wieder ganz im Banne seiner angeborenen Leidenschaft, des Naturkultus. Fischfang und Jagd entrücken ihn aller Gegenwartsorgen. König Ludwig II. hatte ihm die Erlaubnis erteilt, im Berchtesgadener Leibgehege das Weidwerk auszuüben.

Daneben macht aber auch die Arbeit gute Fortschritte. Inmitten dieses grünen Bergreviers mit dem wildromantischen See entsteht „Rachele Scarpa“, eine lebhaft bewegte, bei aller Romantik mit stark realistischen Zügen durchwobene Novelle, die in Konstantinopel spielt. Banghofer hat den Orient nie gesehen. Und dennoch wußte er den Schauplatz bis ins kleinste Detail mit allem südlichen Farbenzauber, mit seinem exotischen Leben und Treiben zu schildern und verstand mit der Intuition des Dichters lebendig nachzuschaffen, was seine Phantasie nur träumend geschaut hatte. Auch die stille, intime Hochlands-

geschichte „Dschapei“ entstand in diesem Sommer. Sie erschien mit großem Erfolg in der Gartenlaube, deren treuer Mitarbeiter Ganghofer seit nahezu 25 Jahren geblieben ist. Die immense Verbreitung dieses Blattes, dessen Leser nach Millionen zählen, trug wesentlich dazu bei, um den Namen und das Schaffen des jugendlichen Dichters zu rasch und stetig wachsender Popularität zu führen.

Freilich klopfte in jener ersten Zeit auch manchmal die Sorge bei ihm an. Er lebte von dem Ertrag seiner Feder, und manchmal flossen die Honorare nicht so reichlich, um alle Bedürfnisse des Hauses zu decken. Ganghofer selbst, in seinem lachenden Optimismus, litt freilich darunter wenig. Er hatte ein felsfestes Vertrauen in seinen Glückstern und in seine Arbeitskraft; aber Frau Ratinka ging manchmal mit stummer Sorge in den Augen herum. Als bedachtsame Hausfrau hatte sie allerdings „das Strecken nach der Decken“ gelernt, und niemand, der dieses fröhliche Haus betrat, hatte eine Ahnung, durch welche ökonomische Kunststücke Frau Ratinka ihrem stets gastlichen Heim jene Behaglichkeit zu erhalten wußte, in der man nichts entbehrt.

Denn in der Raunigasse im Rasenstadel, drei Stockwerke hoch, ging es im Winter gar oft sehr lustig zu. Die Wohnung war äußerst behaglich und

mit künstlerischem Geschmac̄ eingerichtet. Darin wett-eiferten die beiden, ihr Heim für sich und die Gäste so schön als möglich zu gestalten. Banghofer ist ein Dekorationskünstler ersten Ranges. Bei allen Dingen, die er anpackt, gönnt er sich keine Ruh und Rast, bis er das, was in seiner Vorstellung lebt, in mög-lichster Vollendung ausgeführt hat. Da kann er tage-lang auf einer Leiter stehen, mit Nagel und Hammer hantieren, oder die Handwerker unterweisen, bis sie eine Arbeit so fertig bringen, wie er sie haben will. Erscheint ihm etwas für die Erhöhung des künst-lerischen Eindrucks notwendig, so schleppt er neue Teppiche und Vasen, Statuetten und Bilder herbei. Wenn dann Frau Katinka auch die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und zu rechnen beginnt, so weiß doch seine frohe Zuversicht ihre Bedenken zu zerstreuen. Und er behält meistens recht. In allen schwierigen Situationen seiner Jugend kam stets zur rechten Zeit der große Glücksfall, auf den er mit Be-stimmtheit gerechnet hatte. Freilich legte er dabei die Hände nicht in den Schoß und half dem Glück ge-treulich nach. Seine riesige Arbeitskraft konnte da Wunder wirken. Vierzehn und auch sechzehn Stunden saß er oft täglich am Schreibtisch, ganz eingesponnen in sein Phantasieleben. Und an geselligen Abenden, wenn die Freunde um Mitternacht das gastliche Haus



verließen, da setzte er sich noch zu seinem Schreibtisch und legte erst die Feder weg, wenn die Morgensonne durch's Fenster hereinschien.

Es sind unvergeßliche Tage einer schönen, fröhlichen Zeit, die wir in dem traulichen Heim auf dem „Rauhnberg!“ verlebten. Das Mahl war einfach, aber reichlich und gut ausgedacht, und wurde durch heitere Einfälle und Tischreden gewürzt. Manchmal trieben wir auch übermütige Nummereien. Ein Stück wurde improvisiert. Die Rollen wurden nach dem Talente jedes einzelnen verteilt und die Hausfrau wußte aus Tischdecken, Vorhängen, Mänteln und Kleidern phantastische Kostüme zu verfertigen. Dann ging es los, daß man Tränen lachte. Oder es setzte sich einer an den Flügel — Alfred Grünfeld — um uns mit seinen Improvisationen zur Ekstase zu begeistern. Und eines Abends spielte Johann Strauß, der Meister selbst, seinen Donau-Walzer, damit wir tanzen könnten! Wie da die Beine flogen! In solchen Stunden konnte Ganghofer so übermütig werden, daß er tolle Sprünge machte, und daß kein Luster und keine Hängelampe vor ihm sicher war — wie er überhaupt in seinem Ungestüm sich häufig Beulen holte. Was der Dichter in seinem Roman „Schloß Hubertus“ vom alten Grafen Egge erzählt, daß er, sobald ihm die Bestätigung eines Wildes gemeldet wurde, in seiner leidenschaftlichen Hast beim Verlassen der Jagdhütte

immer gegen den Türstoch rannte und faustgroße „Dippel“ an der Stirne davontrug — das ist Ganghofer selbst des öfteren passiert. —

Die Sommer der Jahre 1884 und 1885 wurden wieder am Königssee verbracht. Auf einsamen Pirschgängen belebt sich dem Dichter das Bild der Natur, und es wird ihm die Vergangenheit des herrlichen Berchtesgadener Landes lebendig, von dem ein Spruch, aus dem 13. Jahrhundert stammend, sagt: „Wen Gott lieb hat, den läßt er fallen in dieses Land.“ (Martinsklause.) So keimen auf diesen sommerlichen Bergfahrten die ersten Pläne für den Romanzyklus „Die Wasmannskinder“: in neun Romanen soll die tausendjährige Kulturentwicklung eines vom großen Strom des Lebens abgeschiedenen Tales und seiner Menschen geschildert werden. Neben diesen Plänen entstehen in den beiden Sommern und während des dazwischen liegenden Winters in Wien die Hochlandsromane „Edelweißkönig“, „Unfried“ und der mit autobiographischen Motiven reich durchwobene Roman „Die Sünden der Väter“, der in der „Neuen freien Presse“ erschien.

Im Sommer 1885 wird im Fischmeisterhause zu Königssee das zweite Kind, das blonde, blauäugige Mizerl geboren. Wie ein Sonnenstrahl huscht es durch das Leben, glücklich und beglückend, hascht nach

Blumen und Faltern, genießt das schöne Märchenbild einer frohen Kindheit — und an der Seite des Kindes schreitet ein Unsichtbarer, ein Stiller und Kälter, der seiner Stunde wartet, um dieses knospende Maienleben auf seinen Armen davonzutragen — —

Im Herbst 1886 vollzieht sich eine bedeutsame Wendung in Ganghofers bisherigem Lebensgange. Von dem Herausgeber des „Wiener Tagblatt“, Moriz Szeps, erhält er einen Ruf zum Eintritt in die Redaktion als Feuilletonredakteur, Burgtheater- und Kunstreferent.

Gleichzeitig trat auch ich in die Redaktion ein, und das brachte für uns ein noch engeres Aneinanderschließen. Bald hießen wir die Unzertrennllichen. Nach dem Tode meiner Mutter bot mir das Haus Ganghofer einen Platz an seinem Herde, und als der Freund mit den Seinen in die Ferstelgasse übersiedelte, mieteten wir das ganze Stockwerk, das aus zwei Wohnungen bestand, einer größeren für die Familie Ganghofer und einer kleineren für mich. Die Scheidewand zwischen unseren Arbeitszimmern ließen wir durchbrechen, und von da an gab es ein trauliches Zusammenleben, ein gegenseitiges Aufgehen in gemeinsamen Freuden und Sorgen und einen anregenden Gedankenaustausch — ein Freundschaftsbündnis, wie es in gleicher Innigkeit nur selten vorkommen mag.



Ludwig und Katinka Ganghofer.

Vercheßgaden 1883.

Hier saßen wir, ein jeder in seine Arbeit eingesponnen, in unseren Stuben mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß wir nicht allein waren. Wenn es dann einem von uns zu schwül wurde, so schlüpfte er zu dem Freunde hinüber und klagte ihm sein Leid über den spröden Stoff, dem wieder einmal nicht beizukommen war. Manchmal auch stürmte Ganghofer plötzlich herein und fing mit fliegender Hast zu erzählen an. Der verwickelte Knoten hatte sich gelöst, und der ganze Stoff lag klar vor ihm. Einmal kam er mit einem Blatt Papier, auf dem ein Personenverzeichnis und eine numerierte Reihe von Szenen stand, und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: „Das Stück ist fertig.“ Es handelte sich um sein Schauspiel „Auf der Höhe“, das später im Volkstheater aufgeführt wurde. — „Das ist das Stück?“ fragte ich verwundert. „Da steht ja nichts als: erste Szene, zweite Szene, dritte Szene, und die Personen, die dabei auftreten?“ — „Fix und fertig,“ sagte Ganghofer, „nur kopieren muß ich das noch!“ Er lehnte sich zurück und, die Augen halb geschlossen, sprach er mir das ganze Stück vor, bis in die kleinsten Details. Nach dieser Probe seines mir bereits bekannten phänomenalen Gedächtnisses schien ihm ein Stein vom Herzen zu fallen. Als er seinen geistigen Besitz in Sicherheit wußte, war die Arbeitslust verflogen,

C h l a v a c c i, Ludwig Ganghofer.

6

und er trat nun wieder als Verführer an mich heran: „Was meinst, Manderle, spielen wir ein Partiederl?“ Verlockungen dieser Art waren wir beide leicht zugänglich, und bald saßen wir bei unserem Schachbrett, von undurchdringlichen Rauchwolken eingehüllt. Oft dauerten diese „Partiederln“ bis in die Morgenstunden, und der Ehrgeiz stachelte uns zu den schärfsten Kombinationen. Und wenn wir dann nach dieser „Erholung“ die Ruhe suchten, waren wir mehr erschöpft, als wenn wir die ganze Nacht hindurch am Schreibtisch gearbeitet hätten.

Wenn der Frühling kam, bezogen wir eine kleine Villa in Preßbaum, einer Sommerfrische, die mit der Westbahn in einer Stunde zu erreichen war. Nachmittags fuhren wir nach Wien, um die Redaktionsgeschäfte zu erledigen. Den Urlaub brachten wir ganz in dieser reizenden Walddidylle zu, schickten aber jeden Samstag ein Feuilleton an unser Blatt, für die Sonntagsnummer. Da ging es uns bis Freitag recht gut. Wir „erholten“ uns in Garten und Wald, spielten mit den Kindern und waren selbst wie Kinder. Gleich heiteren Elfen sprangen die Kleinen im Grün umher, und es war ein lieblicher Zauber, wenn ihr flatterndes Goldhaar, vom Sonnenstrahl umspielt, zwischen den Bäumen glänzte, und wenn die fröhlich jauchzenden Stimmen bald da

balb dort erklangen. Ungezählte Stunden wanderte ich mit den Kindern im Wald umher und erzählte ihnen Geschichten von Riesen und Zwergen, von bösen Hexen, von guten Feen und vom kleinen Elfenvolt. Da wurden Lolos sinnende Märchenaugen so seltsam groß — und sie blickte scheu um sich, wenn ein Vogel-schrei die Waldesstille unterbrach. Das kleine Mizerl jedoch kümmerte sich wenig um all den Fabelspuk. Sie lebte fröhlich für die Gegenwart, beguckte neugierig jeden Käfer, der durchs Moos kroch, und holte sich jedes Blümchen, das mit seiner Farbe lockte. — —

Ich sagte vorhin, bis Freitag ging es gut. Da lebten wir, wie Gott in Frankreich. Aber am Freitag früh stieg ein Wölkchen herauf, das immer dunkler und dräuender wurde — die Geschichte für den Sonntag. Es ist eine bittere Sache, die wohlverdiente Urlaubsmuße mit dem Erfinden einer Novелlette oder einer Humoreske zu unterbrechen. Hundert Geschichten im Jahr erfinden, ist schon eine Aufgabe; in den Ferien aber schmeckt sie doppelt bitter. Ganghofer gestand mir später, daß er sich in den folgenden Jahren mit seinen großen Romanen lange nicht so geplagt hätte, wie damals mit dieser novellistischen Kleinarbeit für das Blatt. Doch es kamen bei dieser schwülen Plage oft wahre Perlen zu stande, die

dann in Wien das Tagesgespräch bildeten; ein Sonntagsfeuilleton von Banghofer wurde immer mit Ungeduld erwartet und mit Eifer verschlungen. Manchmal freilich, wenn ihn eine Aktualität oder ein poetischer Einfall packte, wurde ihm die Mühe leicht, und da fiel er mit wahren Heißhunger über die Arbeit her und bewältigte sie in wenigen Stunden; dann entstanden jene kleinen Juwelen der Erzählungskunst, voll Poesie und dramatischer Kraft, wie „Die Lieder des Rauschegrimm“, „Die Stimme des Wassers“, „Der Herrgottspfänder“, „Die vier heiligen Dreikönige“, „Das verlorene Paradies“ und viele andere, die in den Novellenbänden „Doppelte Wahrheit“, „Fliegender Sommer“ und „Es war einmal . . .“ gesammelt sind.

Aber wenn die Inspiration ausblieb — wie lange dauerte es da, bis man sich angewärmt hatte! Wir gingen in unseren Schreibzimmern auf und ab, wie die Tiger in ihren Käfigen. Von Zeit zu Zeit tat sich meine Tür auf: „Manderle, is dir schon was eing'fallen?“ — „Mir net!“ — „Mir auch net. Mir scheint, es wird heut gar nichts.“ — „Muß werden! Sie warten ja drauf.“ — „Ich spür schon wieder meine Migrän'!“ Die ließ dann auch nimmer lang auf sich warten. Mit kaltem Tuch um die Stirne, von Zeit zu Zeit ein wenig Sodawasser schlürfend, saß Banghofer da und arbeitete. Bald aber ver-



schwand die Migräne: wenn es lichter wurde mit dem Stoff — und dann flog die Feder nur so übers Papier. Am Sonntag aber ergöhten sich die Wiener an dem poetischen Gehalt und dem glänzenden Stil seiner prächtigen Skizze. Wie sie zu stande kam, wußte freilich niemand.

Wer das Lebenswerk Ganghofers, diese stattliche Anzahl von Bänden, überblickt, der wird aus dieser Schilderung wohl nicht den falschen Schluß ziehen, daß Ganghofer der Arbeit gerne aus dem Weg ging. Obwohl die angestrengte journalistische Tätigkeit dem Drang seines Schaffens vielfach hinderlich in den Weg trat und auf Zeiten hinaus größere literarische Arbeiten gänzlich unterband, entstanden doch in diesen Jahren, neben der journalistischen Tagesarbeit, eine Anzahl dramatischer und novellistischer Werke, die eine mindere Arbeitskraft vollständig absorbiert hätten.

Seine echte Künstlernatur, die mit einer glühenden Naturliebe verbunden ist, verlangt aber auch Abwechslung. Da treibt es ihn hinaus in Feld und Wald, und mit der Büchse auf der Schulter geht er seinem geliebten Weidwerk nach. Zwei starke Wegstunden von Preßbaum, die er jedoch oft in fünfviertel Stunden zurücklegte, in Rappoltenkirchen, hatte er mit mehreren Freunden eine Jagd gepachtet. Dort verbrachte er viele seiner Ruhestunden. Da

ich kein Jäger bin, so wartete ich immer geduldig auf seine Heimkehr. Dafür half ich ihm redlich bei der kulinarischen Würdigung seiner Jagdbeute und brachte es in der feinschmeckerischen Schätzung der eingelieferten Rebhühner und Schnepfen, der jungen Hasen und Wachteln zu einer beneidenswerten Fertigkeit. Einmal brachte Ludwig ein ganzes Nest junger Habichte nach Hause. Er hatte einen hohen Baum erklettert, dabei die Kleider in Fetzen gerissen — und die jungen, schon kräftig entwickelten Raubvögel hatten ihm die Hände böß zerhackt. Er ließ aber nimmer aus und brachte sie, wie Säubchen, auf seinen Armen zwei Stunden weit bis nach Preßbaum getragen.

Wenn er von seinem kleinen, gemütlichen Jägerheim in Rappoltentkirchen draußen scheiden mußte, um wieder in die Redaktionsstube heimzukehren, das war immer eine harte Stunde für ihn.

Ganghofer hatte beim „Tagblatt“ neben der Leitung des Feuilletons auch das Burgtheater- und Kunstreferat übernommen. Sein kritisches Auge war nicht nur durch die eigenen dramatischen Arbeiten, sondern auch durch seine intime Bühnenkenntnis geschärft, die ihm Vorzüge und Mängel der Technik leichter enthüllte, als dem Theoretiker. Daher war er in der Beurteilung der Bühnenwerke meist milde und nach-

sichtig, da er nur zu gut die Klippen und Untiefen kannte, die dem Autor den Weg zu seinem Phantasiegebilde verrammen. Für schauspielerische Leistungen hatte er ein impulsives Verständnis. Er konnte in lobende Begeisterung ausbrechen, wenn einer der Großen, ein Gabilon, Baumeister, Sonnenthal, Lewinsky, Mitterwurzer oder eine Wolter und Hartmann, den Gipfel künstlerischer Gestaltungskraft zeigte. Da schwelgte er bei seinen Referaten in trunkenen Superlativen, und wenn er nach Hause kam, brannte ihm noch der Kopf von den empfangenen Eindrücken. Dagegen hatte er auch seine Antipathien, die sich oft kräftig äußerten und manchmal Widerspruch erregten, da er auch die Empfindungen des in der Tradition lebenden Publikums nicht immer schonte. Für aufstrebende Talente, wie Hübner, Reimers, Devrient, die Wessely und Barfescu hatte er stets ein förderndes Wort, eine verheißungsvolle Ermutigung.

Das Kunstreferat war ihm ein Herzensbedürfnis, und mit dem Herzen schrieb er seine farbenreichen, von zünftiger Nörgelei freien Artikel. Sein Blick für die bildende Kunst war schon in München, der großen Kunststadt, durch reiche Anschauung und durch den intimen Verkehr in Künstlerkreisen geschärft worden.

Sein geselliger Verkehr, der sich im großen Wien

immer mehr ausbreitete, bot ihm lebhaftere Anregung und erweiterte seine Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten der Gesellschaft, der Kunst und Literatur. Im Hause des Herausgebers des „Tagblatt“, Moriz Szeps, dieses genialen Wiener Journalisten, fand er herzlichste Sympathien. Aufrichtige Freundschaft verband ihn mit der trefflichen, herzenguten Frau des Hauses, den Söhnen und Töchtern, insbesondere mit dem Ehepaar Hofrat Zuckerlandl. Ein anderes Haus, das ihm einen unvergeßlichen Freundschaftsverkehr bot, war das mit allem Glanz eines künstlerischen Geschmacks ausgestattete Heim der Baronin Todesco. In den fürstlich geschmückten Räumen, die mit Deckengemälden von Rahl und Makart geziert waren, herrschte ein ungezwungener, herzlicher Verkehr. Und in dem großen Konzertsaal hörte man die ersten Künstler der Residenz. Baronin Todesco und ihre Schwester, Frau von Wertheimstein, waren zwei seltene Frauen mit wahrhaft adeligen Seelen, von gewinnender Herzengüte und umfassender Bildung. In ihrem Hause war alles heimisch, was Wien an Kunst und Geist besaß, und mit ihren Namen verknüpft sich unlösbar eine vierzigjährige Entwicklung der Wiener Literatur. Sie hatten noch Beziehungen zu Grillparzer; und die Intimsten des Hauses waren Bauernfeld, Ferdinand von

Saar und Richard Voß. An den genußreichen musikalischen Abenden bekam man beste Kammermusik zu hören. Zu den ständigen Gästen gehörten Paumgartner, die Brandt und die Wilt, Rosa Papier, Reichmann und Sonnenthal. Auch Lenbach und F. A. von Raulbach betrachteten das Haus Todesco als ihr Heim, wenn sie nach Wien kamen. Auf allen Gebieten der Kunst übten diese beiden hervorragenden Frauen eine segensreiche, förderliche Tätigkeit aus. Wie viele junge Talente verdankten ihnen die Erbnung ihrer Künstlerlaufbahn, wie viel künstlerischen Unternehmungen gewährten sie ihre großzügige Unterstützung! Zwei Frauen, die man in Wien niemals vergessen sollte!

Herzlich, mit einer Art von mütterlichem Wohlwollen, war Ganghofer von Baronin Todesco in ihrem Hause aufgenommen worden; und immer hing er an ihr mit der liebevollen Verehrung eines Sohnes. Das war von seinen Lieblingsgesprächen eines: diese alte Frau zu rühmen. „Die! Und meine Mutter!“ pflegte er zu sagen. „Die zwei hat der Herrgott am Sonntag erschaffen.“ Im Sommer, wenn wir draußen in Preßbaum saßen, konnte er in irgend einem Gespräch, völlig unvermittelt, die Äußerung machen: „Ich freu' mich schon wieder auf den Winter, bei der Baronin!“ Und diese Sommerruhe, ferne vom

Staub und Gewühl der Stadt, das war doch ein Besitz, an dem er mit heißer, ausdauernder Freude hing.

Diese unvergeßlichen Abende im Grün da draußen! Mit ihrem träumenden Frieden, durch den die Gedanken sich wie auf Fallenschwingen emporhoben zu allen ewigen Rätseln!

Wenn Frau Katinka und die Kinder schon zur Ruhe gegangen waren, saßen wir oft noch lange auf der Veranda und blickten hinauf in den mit Sternen besäten Nachthimmel. Der unermessliche Raum über uns, mit den Millionen leuchtender Globen, versetzte uns in jene andächtige, kontemplative Stimmung, aus der heraus man einen andern Maßstab über Zeit und Wesenheit aller Dinge gewinnt, als im Alltagsgetriebe, wo man im ewigen Gedränge sich mit dem Ellbogen durch tausend materielle Nichtigkeiten rudert. Da wurden eingehende Betrachtungen angestellt über die Grenzen unserer Erkenntnis, über die unzulängliche Art unserer anthropozentrischen Weltbetrachtung und über die Vergeblichkeit, den Platz zu behaupten, den sich unser Selbstgefühl auf diesem Weltpartikelchen so anmaßend zugeteilt hat. Wir stärkten uns in der monistischen Weltauffassung und fühlten uns mit dem Wesen aller Wesen verschmolzen in ein einziges Sein. Und die hohe Ethik des Buddhisten, der in allem Lebenden ein Einziges und Anteilbares erblickt und

aus dem Satze: Tat-twam-asi! — das bist du! — sein Verhalten zum Nächsten ableitet, erschien uns als die geläutertste Erkenntnis unserer sittlichen Weltordnung.

Wir nahmen das Fernrohr zur Hand und blickten bewundernd in den ungeheuren Abgrund der Ewigkeit, wo es kein Oben und kein Unten gibt. Jupiter mit seinen vier Monden — mittlerweile sind es sechs geworden — dieser mächtigste Bruder aus dem Schoße unserer Sonnenmutter, hatte für uns den größten Reiz. Dann der rötliche Mars mit seinem Rätsel-Antlitz, dessen liniendurchfurchte Scheibe unsere Phantasie mit Planetenwesen bevölkerte, die aber unser grübelnder Verstand bald wieder ins Nichts schleuderte. Wir sahen den Wagen um den ewig stillstehenden Polarstern rollen, blickten dem herrlichen, am südlichen Horizont verschwindenden Orion und dem hellleuchtenden Sirius nach und betrachteten das lateinische W der Cassiopeja, dieses W, das wie ein Mene Tekel des unvertilgbaren Welt-Wehs am Himmel leuchtet. Das holde Märchen von dem großen Frieden, der auf den in ewigen Bahnen dahingleitenden Myriaden von Welten herrscht, hielt freilich nicht vor unseren Zweifeln stand. Wir wußten ja, daß auf den flackernden Pünktchen sich titanische Kämpfe grauenhaft entfesselter Elemente abspielen, die unsere

Phantasie sich nicht ausmalen kann. Und so wanderte unser Geist durch eine Welt des Zweifels, durch Himmel und Hölle, über Zeit und Raum hinaus ins Unfaßbare. Manche Betrachtungen schlossen sich daran, weit abgelegen von unseren Alltagsorgen. Wie Luftschiffer in ihrer einsamen Gondel saßen wir auf der stillen Veranda. Da gab es manch schönen Gleichklang der Stimmungen, manch fruchtbares und befruchtendes Durchpflügen unserer Gedankenwelt, und daraus blühte ein noch engeres Zusammenschließen unseres Freundschaftsbundes. — —

Im Jahre 1888 kam über Ganghofer der erste große, nachhallende Schmerz seines Lebens. Seine Mutter starb. Die finstere Majestät des Todes warf zum erstenmal ihren Schatten über das Gemüt des Dichters, der mit der trefflichen Frau das liebevollste Herz, die Beraterin und Lenterin seiner Jugend verloren hatte. Mit ihr war auch ein lebendig sprudelnder Quell des Volkstums versiegt, der seine Jugend gespeist hatte.

Ihr Tod war heiter, wie ihr Leben. Als sie einen Tag vor dem Ende aus der Bewußtlosigkeit erwachte, klatschte sie lachend die Hand aufs Knie und sagte: „Jetzt holt mir aber schnell noch ein Schöpperl Bier! Droben krieg ich keines mehr.“ Und in der dem kurzen Erwachen folgenden Ohnmacht war ein leises



Lachen und der zärtlich geflüsterte Name des Enkelkinds die letzte Regung ihres Lebens.

Der Tod dieser Mutter, deren ursprüngliche, lebensfreudige Natur und impulsives Temperament des Sohnes Erbteil war, ging dem Dichter tief zu Herzen. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hatte er an dieser Mutter gehangen, die ihm in seiner oft unbedachtamen Jugend soviel Liebe, Nachsicht und Schutz und ein so felsenfestes Vertrauen auf seine Zukunft gewährt hatte.

Als er vom Leichenbegängnis heimkehrte, saßen wir in seinem Arbeitszimmer, und da schüttete er seinen Gram vor mir aus und machte das Bild der Verblichenen mit hundert liebevollen Zügen wieder lebendig, bis ihm ein krankhaftes Schluchzen den Mund verschloß. Auch ich hatte vor wenigen Jahren den gleichen Verlust erlitten, und da träufelte die stillere Wehmut meiner Erinnerung in seinen brennenden Schmerz wie milder Balsam.

Und das Leben geht seinen Weg. Die Nacht ist dein Ermüden, und der junge Tag stellt wieder die neue Arbeit vor dich hin, ihre Müh und ihre Freudel — — —

Im September 1889 wird das „Deutsche Volkstheater“ mit Anzengrubers „Fleck auf der Ehr“ eröffnet. Auch Banghofer hatte am Zustandekommen

dieses Hauses, an das die vollstümliche Kunst so große Hoffnungen knüpfte, durch publizistische Propaganda lebhaft mitgearbeitet. Und schon im November trat er mit einem neuen Stück für diese Bühne hervor, das er mit seinem Freund und einstigen Studiengenossen, dem Rumänen Marco Brociner, verfaßt hatte. Es war das vieraktige Drama „Die Hochzeit von Valeni“. Und Ganghofer empfahl für die Darstellung der Hauptrolle eine junge Künstlerin, die ihm in einer Aufführung des „Fall Clemenceau“ im Theater an der Wien durch ihre glänzenden künstlerischen Mittel aufgefallen war. Sie hieß Adele Sandrock. Das Stück erkämpfte durch seinen wirksamen Stoff, seine poetische Diktion und seine glänzende Technik einen rauschenden Erfolg und wurde im Laufe eines Jahres gegen hundertmal aufgeführt. Es ging über alle deutschen Bühnen und wurde mehrfach in fremde Sprachen übersetzt. Zu dem nachhaltigen Erfolg trug auch die meisterhafte Darstellung bei, die es auf den Brettern des deutschen Volkstheaters gefunden hatte. Mit sicherem Blick hatte der Dichter die geniale Begabung Adele Sandrocks erkannt und sie auf den richtigen Platz gestellt. Auch Weiße's „Schuku“ und Martinelli's „Zigeuner“ trugen wirksam bei, um das Stück zu diesem zündenden Erfolg zu führen.

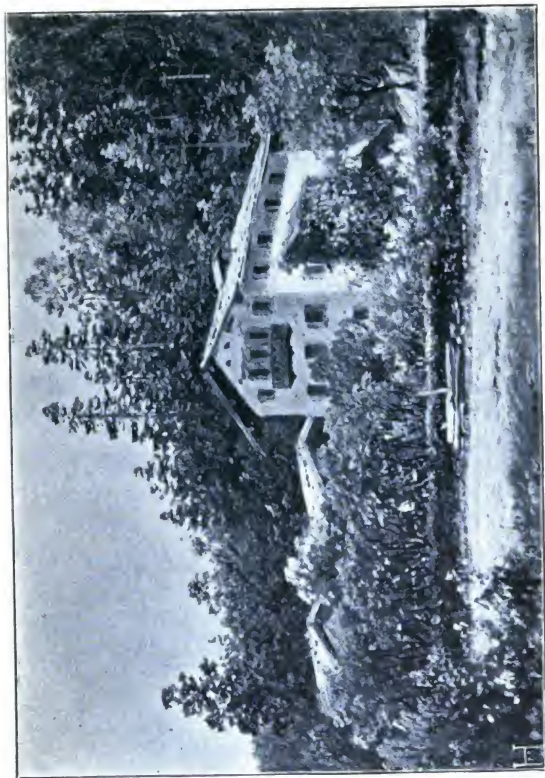
Am 10. Dezember 1889 wurde Wien und die literarische Welt durch die Nachricht von dem unerwarteten Tod Ludwig Anzengrubers erschüttert, der erst vor wenigen Tagen seinen 50. Geburtstag gefeiert hatte. Auch Ganhöfer, der den Dichter glühend verehrte, wurde durch diese Nachricht schwer getroffen. Der Vorstand des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ übertrug ihm die schmerzliche Aufgabe, den Nachruf am Grabe Anzengrubers zu halten. Unter ungeheurer Beteiligung aller Kreise der Bevölkerung wurde der entschlafene Dichter zur Ruhe getragen. Ein rauhes Dezemberwetter mit heftigem Schneegestöber stürmte auf die Leidtragenden ein, als Ganhöfer seinen Nachruf begann:

„Dieses offene Grab . . . gähnt es uns nicht entgegen, wie ein unlösbares Rätsel? Daß alles Gemeine, Häßliche und Schlechte verderben muß, zerfallen in Staub und Nichts, das finden wir so begreiflich, das erscheint uns wie ein unverbrüchliches, notwendiges Gesetz der allweisen Natur! Daß aber solchem Ende auch alles Gute verfallen muß, alles Schöne und Große? . . .

„Was Ludwig Anzengruber seiner engeren Heimat, seinem geliebten Wien und seinem Vaterlande Oesterreich war, was er für die literarische Gemeinde deutscher Zunge bedeutete, für das heutige Theater

und seine Entwicklung, für die ganze Welt der modernen Bildung — dafür hat sich heute eine Stimme wohl nicht zu erheben. Wollte ich davon sprechen, es läme mir vor, als wenn ich erzählen wollte, daß die Sonne am Himmel scheint, daß in den Frühlingsheiden die Veilchen duften und daß die Vögel singen im grünen Gezweig. Was er war, wir alle haben es zu hundertmalen empfunden, wenn wir in stiller, einsamer Nacht vor seinen Büchern saßen und uns mit Herz und Seele hineinwühlten in den reichen Schatz der Perlen, die er zu streuen wußte — wir alle haben es erfahren, wenn wir ihm und seinen Werken gegenübersaßen vor der Bühne, die sein Reich und seine Werkstatt war, sein unbestrittener Besitz.

„Da steigen sie empor vor meinem Aug', in strahlendem Zug, sie alle, die Kinder seines Geistes, alle dem Vater ähnlich, nur ihm allein — in ihrem dichterischen Liebreiz, mit ihrem goldenen Humor, mit ihrer feinen Ironie und ihrem treffenden Sarkasmus, in ihrer dramatischen Kraft und tragischen Wucht, mit ihren kühnen, mutigen Zügen und den streitbar flammenden Augen, mit denen sie lebendig hervorsprangen aus seiner Stirn, wie aus des Olympiers Haupt die gewaffnete Minerva. Ja — gewaffnet! So groß, wie der Dichter, so groß war auch in ihm



Schiffmeisterhaus am Königssee.  
Nach einem Gemälde von A. Waagen.



der Streiter, der Kämpfer für alles Recht, für alles Gute und Edle, für Licht und Freiheit und für das Glück des Volkes, das er liebte und das er wie kein Zweiter zu schildern wußte in seiner Lust und seinem Jammer. Der edelsten Ritter vom Geiste einer: blank sein Schild, scharf seine Wehr, rein sein Wappen! So steht sein Bild vor unserer Seele — und mit zornigem Staunen müssen wir jenes traurigen Mutes gedenken, mit dem sich die Verleumdung heranwagt an seine Sohlen\*. Er, der einen „Pfarrer von Kirchfeld“ schuf, diesen „Posa“ der volkstümlichen Bühne, er, der seines Lebens beste Jahre dahingab im Kampfe um Gewissensfreiheit und menschliche Duldung — er sollte das Ergebnis seines Lebens, die Blüte seines Schaffens mit eigener Hand zerstört, mit eigenen Lippen verlästert haben, um sich an die Seite jener rohen Unduldsamkeit zu stellen, an die Seite jener moralischen Verwilderung, die unserer Zeit den finsternen Stempel vergangener Jahrhunderte aufzudrücken sucht? Es hieße jene Verleumdung ehren, wollte ich sie entkräften an diesem Grab. Und dieser Hingeschiedene, dem wir der Ehren letzte heute noch nicht erweisen, bedarf keines Anwaltes — was er geschaffen, spricht

\* Die folgenden Worte beziehen sich auf den Versuch, den Klerikale Väter in ihren Nachrufen gemacht hatten: Ludwig Anzengruber für die damals in Gang geratene antisemitische Strömung zu reklamieren.

am lautesten für ihn, und wir denken nur jenes Wortes, das er, wie in prophetischer Vorahnung, seinem ‚Pfarrer‘ auf die Lippen legte: „Saget es Euren Kindern, bis zum letzten Hauche war er sich selbst getreu und hat festgehalten am Rechten und am Guten!“

„Wohl wahr, über die spiegelreine Flut seines Dichterlebens ging zuweilen ein trübender Wellenschlag. Doch was über ihn auch kam mit Sorgen, Schmerz und Kränkung — Ruhm, Anerkennung, Ehren und rauschende Erfolge haben es wett gemacht — und was trotz allem in ihm verblieb an Bitterkeit, das hat er stolz getragen, als ein auf sich allein gestellter Mann. Ich darf ihn nicht beklagen um dieser Leiden willen; denn die höchste Palme — und er gewann sie — hat noch keiner gewonnen, dessen Weg nicht durch die Tiefen des Lebens ging. Die Kraft seines Schaffens war leisen Schwankungen unterworfen, in seinem Charakter und seiner Natur jedoch hat keine Wandlung sich vollzogen; er zeigte sich an seinem letzten Tage, wie er uns erschien an seinem ersten.

„All sein Schaffen, Sinnen und Dichten war ihm kein Beruf und keine Laune, weit mehr sogar als eine Kunst — eine heilige Pflicht, ein weisvolles Priesteramt. Ja, einem Priester müssen wir ihn vergleichen, einem Priester, der von sich sagen durfte,



wie er ähnlich seinen ‚Pfarrer‘ sagen ließ: Wir sollten nicht wissen, was not tut? Wir, die wir dem Volke unvermittelt, unvertreten bei Tag und Nacht, in Frost und Blut zur Seite stehen? Wir trösten sie auf ihren Sterbelagern, wir stehen an den Wiegen ihrer Kinder, wir segnen sie am Traualtar, wie schließen fest in unsere Seelen, was sie zerknirscht in unsere Ohren flüsteren — und wir, wir sollten nicht wissen, was in des Volkes Herzen pocht und hämmert? Und wenn es in der Welt auch stürmt und tobt, und wenn es rings von Zwiespalt und von rauhen Kämpfen widerhält, es sollen die Bedrängten nur an unsere Brust sich flüchten und Not und Sorge schmilzt, wie Schnee auf den Gebirgen in der Maiensonne, und Frühling wird es in kummervollen Herzen.

„Du zur großen Heimat Heimgefundenen, zu tausendmalen hast du den Frühling geschaffen in tausend und abertausend Herzen! Und was du entzündet mit dem lauterem Strahl, der dir aus Herz und Auge brach, was du gebauet mit Geist und Hand, es wird nicht erlöschen mit diesem sinkenden Tag, nicht fallen mit diesen fallenden Schollen! Und wenn um dein offenes Grab auch der kalte Schnee sich dehnt und starrende Erde — ich sehe doch den Frühling ringsumher, in Duft und Glanz, in Farben und in Sonne — es ist der Frühling, den du selbst geschaffen und

der zum Danke nun dir entgegenblüht aus den gepreßten Herzen all jener Unzählbaren, die heute, sei es in Wahrheit oder im Geiste, weinend dieses Grab umstehen. Und wo eine Zähre fällt, da sproßt eine Blume aus hartem Grund, Blumen um Blumen in drängender Schar, sie sinken und fallen und füllen dein Grab, als hätt' es nie bestanden. Und mitten aus Duft und Farben seh ich dein verklärtes Antlitz tauchen, dein geistvolles Auge leuchten und ein Lächeln spielen um deinen Mund. Und ich sehe verklärte Hände sich regen, sehe sie lorbeerreiche Kränze flechten aus den zahllosen Zweigen und Blüten, die dir Bewunderung und trauernde Liebe spendet! Nimm sie hin! Du hast sie verdient! Sie sollen dich geleiten auf dem stillen Weg, den du betreten, sie werden zeugen für dich vor jedem Richter, hier unter den Lebenden, wie drüben in einer andern Welt, die du etwa finden solltest, jenseits der Scheide alles Lebens! Du darfst sie furchtlos überschreiten, diese finster gezogene Grenze, furchtlos und lächelnd! Denn was du der herrlichsten deiner herrlichen Gestalten in den Mund gelegt — du hast es für dich selbst geschrieben: ‚Es kon dir nig g'schey'n. Ob d' jest gleich sechs Schuh tief da unterm Boden liegst, oder ob du das alles noch tausendmal siehst — es kon dir nig g'schey'n — du gehörst zu allem, wie alles g'hört zu dir — es kon dir nig g'schey'n!‘

„Rein! Dir kann nichts geschehen! Und was du uns warst, das wirst du uns bleiben, daran ändert diese Stunde nichts, und nichts dieses Grab! Der Unerbittliche hat dich abberufen mitten in Werk und Arbeit. Doch was du der Welt hinterlassen als dein Erbe, nicht Stückwerk ist es, alles vollendet! Du hast deiner Zeit gegeben mit verschwenderischen Händen, und mit verschwenderischer Liebe wird deine Zeit und ihre Enkel es danken deinem Namen! So bist du nur gestorben, um zu leben — und so mögen sie nun fallen und poltern auf deinen Sarg, die gefräßigen Schollen der unersättlichen Erde — dich werden sie nicht verschlingen, denn unter diesen Schollen hinweg ist deine Reise längst emporgegangen zu lichten Höhen. Fahr wohl auf diesem Weg, du Unvergesslicher — für uns kleine Menschen ist es der schmale Weg zur ewigen Stille — für dich die Triumphalis, die Straße der Unsterblichen!“

Dieser tief empfundene Nachruf, von Ganghofer mit dem innerlichsten Klang seines schmerzhaft bewegten Gemütes gesprochen, übte eine mächtige Wirkung auf die Trauergäste aus. Und die Natur, als wäre sie mitfühlend geworden, sprach ein wunderbares Wort dazu: das Schneegefäß wurde immer lichter, dann plötzlich brach die Sonne durch, und eine Amsel setzte sich in der Nähe auf einen Grabstein und fing zu zwitschern an.

Doch die erhebende Tragik dieser Stunde sollte nicht ohne Satyrspiel bleiben. Die Klerikalen nahmen Anstoß an dieser Rede und taten über jenen Passus, der vom Jenseits in hypothetischer Form gesprochen hatte, sehr entrüstet. Es kam sogar im Abgeordnetenhaus zu einer Interpellation, in der man Ganghofer wegen Gotteslästerung (!) denunzieren wollte. Selbstverständlich ging das Haus zur Tagesordnung über. — —

Die lange Zeit, die sich neben dem journalistischen Beruf erübrigen ließ, wurde von Ganghofer, der sich schon nach Freiheit zu sehnen begann, von Jahr zu Jahr immer ergiebiger ausgenützt. Es entstanden damals die wirksamsten seiner kleineren Hochlandsgeschichten, die in „Ulmer- und Jägerleut“ und in „Oberland“ gesammelt sind — daneben die dramatischen Arbeiten „Die Falle“, „Auf der Höhe“ und die Bearbeitung des von Restroy hinterlassenen Stückes „Der Flüchtling“ (mit B. Chiavacci). Gleichzeitig redigierten wir beide gemeinsam die Herausgabe von Johann Restroys gesammelten Werken.

Neues Leben auch in der Familie des Dichters! Am 15. Januar 1890 wird das Zwillingspärchen Sopherl und Gusti geboren. Ich sehe noch Ganghofer, wie er mir glänzenden Auges auf der Treppe entgegenstürzt und mich freubetrunken umarmt: „Zwei

so liebe herzige Puzerln haben wir 'kriegt! Ein Bub und ein Mädal!"

Freilich blieb die Freude nicht lange ungetrübt. Die Kinder waren sehr zart und zeigten eine beängstigende Lebensschwäche. Eine Woche nach der Geburt wurde der Zustand des Knaben sehr bedenklich, und der Arzt gab wenig Hoffnung auf die Erhaltung des kleinen Lebens. Gegen Mitternacht ließen wir den Priester rufen, damit die Zwillinge noch zusammen getauft würden. Ich war ihr Pate — und trug das Bübchen auf den Armen. Der Priester wollte die heilige Handlung vollziehen. Plötzlich hielt er inne. „Das Kind lebt ja nicht mehr, das kann ich nicht taufen!“ sagte er. Da nahm Ganghofer, mit aschfahlem Gesicht, den Geistlichen beiseite und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der junge Priester warf einen erschrockenen Blick auf Frau Ratinka, die halb ohnmächtig am Pfosten der Türe lehnte — dann nahm er die kirchliche Handlung vor. Eine Stunde später gab das Kind ein leises Lebenszeichen — am Morgen nahm es Nahrung und war gerettet. Es kamen aber noch viele sorgenvolle Tage, und Frau Ratinka, stumme Angst in den Augen, wollte es allen vom Gesichte lesen, ob ihr die kleinen zarten Lieblinge erhalten bleiben würden. Es war ein zitterndes Glück für sie, die immer für die Ihren bangte — als Frau und

Mutter eine jener sensitiven Naturen, die für das Leben ihrer Lieben aus Angst und Sorge hundert Tode sterben.

Das kleine Pärchen gedieh — und in diesem Jahre wurde der Christabend, der im Hause Ganghofer immer seinen poetischen Zauber hatte, zu einem besonderen Freudenfest. Bei solchen Gelegenheiten tat Ganghofer immer des Guten zu viel; da kannte er im Schenken kein Maß und keine Grenze; der Gedanke, den Seinigen eine Freude zu machen, verlockte ihn oft zu Ausgaben, die bei seinen Verhältnissen kaum zu rechtfertigen waren. Der Weihnachtstisch war stets ein kleines Museum. Und niemand, als er, durfte den Raum betreten, in dem die Bescherung malerisch aufgebaut wurde. Erst wenn das Glöcklein klang, wurden die Türflügel geöffnet. An jenem Christabend nun, der für die Zwillinge der erste war, hatte Ludwig alles Frühere übertroffen. Als die Türen geöffnet wurden, blendete zunächst ein Meer von Licht die Augen. Fünf strahlende Bäume schimmerten uns entgegen. Eine zimmerhohe Fichte, dicht mit Näscherlein behangen und von leuchtenden Silberfäden umspinnen, stand in der Mitte, das Licht von hundert Kerzen ausstrahlend. Zu beiden Seiten standen vier kleine Bäumchen, ebenso gepußt und in der Größe nach dem Alter der Kinder abgestuft: zwei größere

Bäume für Lolo und Mizi, zwei ganz kleine für die Zwillinge. Großer Jubel bei den Großen, dazwischen die silberhellen Glockenstimmchen der Kleinen, ihr heiliges Staunen und ihre Verlegenheit, wo sie zuerst anpacken sollten — —

Wer hätte damals geahnt, daß ich übers Jahr ein kleines, mit Kerzen und Flitterwerk geschmücktes Fichtenbäumchen nach jenem stillen Garten des Friedens tragen würde, wo kein helles Kinderlachen für die Gabe danken kann! — —

Im Frühjahr 1891 nahm unser fröhliches, idyllisches Leben ganz unvermutet eine tiefernte Wendung. Das kleine Mizerl, das schöne, gesundheitsfrohe Kind, war schon seit einigen Tagen einsüßig und blaß umhergeschlichen. Eines Mittags lehnte sie ihr goldlockiges Köpfchen an meine Schulter und sagte: „Onkel, spielen wir schlafen!“ Und sie schlief wirklich ein. Ich griff ihr an die Stirne, die sich glühend anfühlte. Der herbeigerufene Arzt, ein treuer Freund des Hauses, hoffte noch und verschwieg aus Schonung die Gefahr. Aber die Erscheinungen wurden bedrohlicher, das Kind delirierte und ward immer hinfälliger. Wir vermochten es kaum zu fassen: unser Sonnenstrahl, unser lieblicher Poltergeist, dessen Silberlachen uns den Frühling in die Winterstube zauberte, in ernster Gefahr! — Aber wir hofften und hofften.

Das Kind war engelsgut. Es sah den Kummer der Eltern und klagte nicht. Als ich nachts am Bettchen der Kranken saß, erwachte sie aus ihrem Fieberschlummer und sagte: „Onkel, ich werde in Preßbaum keine Blumen mehr pflücken.“ — Es schnitt mir durch die Seele. „Warum denn nicht?“ fragte ich.

„So . . .!“ antwortete sie und sah mich mit ihren großen blauen Augen seltsam an.

Und dann kam die furchtbare Stunde. Und wir standen vor einem kleinen Sarg.

Das Marmorantlitz des lieblichen Kindes lag zwischen Rosen in friedlichem Schlummer.

Die ganze Nacht saßen wir im Nebenzimmer. Die Mutter mit dem versteinerten, tränenlosen Antlitz blickte ins Leere. Ganghofer saß an seinem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt. Manchmal ergriff er die Feder und schrieb. Er wollte arbeiten, wollte in Worte zwingen, was in ihm war — wollte sich aufrecht halten, diese Nacht überwinden. Bis zum frühen Morgen rang er mit seinem Schmerz. Doch endlich kam es aus ihm heraus, was er die ganzen Tage mühsam niedergehalten hatte. Laut aufschreiend sank er an dem Sarg seines Kindes nieder — —

Doch aus tiefen seelischen Erschütterungen wuchs ihm neue, geläuterte Schaffenskraft, der unbewußte



Drang zu künstlerischer Gestaltung des Schmerzes, unter sehndem Ausblick nach einem Trost. Und er mußte arbeiten. Seine Stellung beim Blatt war durch verschärfte Gegensätze unhaltbar geworden und ernste Sorgen bedrückten ihn. Um Ruhe zum Schaffen zu finden, zieht er sich in das Jagdhaus von Rappoltkirchen zurück und spinnt sich dort in eine rastlose, kaum durch wenige Stunden Schlaf unterbrochene Arbeit ein. Das Buch, das da entsteht, ist der „Klosterjäger“. Sein eigener Vaterschmerz durchzittert das Kapitel, in dem das Sterben eines holden Kindes geschildert wird. Und ihn selbst verlangte nach der innerlichen Aufrichtung, die im Roman der gebeugte Vater durch die milde Theosophie des Propstes Heinrich erfährt — einer Gestalt, die treu aus der Zeit, in der die Handlung spielt, geschöpft wurde und dem geistigen Lebensbild des Straßburger Predigers Johannes Sauler nachgebildet ist.

Der „Klosterjäger“ ist der zuerst entstandene Roman der Berchtesgadener Serie „Die Wasmannskinder“ — doch der dritte Band in der chronologischen Reihe dieses großzügigen und kraftvoll angelegten zyklischen Werkes. Die Vorarbeiten und historischen Studien hatten ein Jahr in Anspruch genommen — geschrieben wurde das Buch in kaum zwei Monaten. Noch im Frühling 1891 legte mir Ganghofer das

vollendete Manuskript vor, dieses aus Schmerz und Trostbedürfnis geborene Leidenskind. Ich las das Buch vom Abend bis zum Morgen. Die mächtige Wirkung, die ich vom „Klosterjäger“ als Kunstwerk empfing, wurde noch vermehrt durch den Begleitafford der Seelenstimmung, die über dem Ganzen schwebte. Und während ich die Geschichte der Menschen aus dem 14. Jahrhundert las, huschte der Schatten eines goldlockigen Kindes durch all die erschütternden Begebenheiten.

Ich war der erste Leser dieses Romans. Und all die hunderttausend Leser nach mir — das Buch ist bis jetzt in über 30 Auflagen erschienen und hatte schon in der Gartenlaube einen zündenden Erfolg — all diese Leser mag die ergreifende Geschichte von dem sterbenden „Mimibasi“ im innersten Herzen bewegt haben. Ich aber sah und fühlte dabei noch das brennende Weh, den verzweifelten Aufschrei, die blutenden Tränen, aus denen diese schlichte Tragödie geboren wurde. Dies alles war mir gegenwärtig, als ich die erste Seite aufschlug und las:

„Dem Andenken meines heimgegangenen Kindes.

Sie stieg hernieder auf die Erde  
 Wie von der Sonne fällt ein Strahl . . .  
 Und schwand hinweg von dieser Erde,  
 Wie er verglüht im dunklen Tal.

Dem Blümlein gleich im Frühlingshage,  
An Leib und Seele sonder Fehl,  
War sie die Freude meiner Tage,  
Mein Sorgentrost und mein Juwel.

Rein Wölllein, das sich nicht zerteilte  
Vor ihrem sonnigen Gesicht,  
Und wo sie ging und wo sie weilte,  
Da war die Wärme, war das Licht.

Sie lächelte: man mußte lieben —  
Ein Blick: und sie gewann ein Herz . . .  
Und ach, was ist von ihr geblieben?  
Ein kleines Grab, ein großer Schmerz.“

Aus solchem echten Schmerz heraus wird ein echtes Dichterverk geboren. —

Nur in unermüdblicher Arbeit fand Ganghofer Trost und Betäubung. Auf dem Grundstein, den der „Klosterjäger“ bildete, baute er weiter. Die dichterischen Pläne, die an den Ufern des Königssee und auf den Bergfahrten im Berchtesgadener Lande gekeimt hatten, waren im Rappoltentkirchener Jagdhaus lebendig geworden und begannen auszureifen. Da war ihm die Freiheit willkommen; und die Loslösung vom journalistischen Berufe, die er vor wenigen Monaten unter bangen Sorgen hatte kommen sehen, wurde von ihm mit aufatmender Erleichterung begrüßt. Jede Sorge war ja nun, durch den „Kloster-

jäger“, völlig behoben. **U d o l f R r ö n e r**, der Herausgeber der „Gartenlaube“, hatte **Ganghofer** sofort nach der Lektüre des Manuskripts einen Vertrag angeboten, der die Existenz des Dichters und seiner Familie sicherte und ihm die Rückkehr zu freiem, künstlerischem Schaffen ermöglichte.

**Ganghofers** Verhältnis zum Wiener Tagblatt war schon längere Zeit gelockert. Er war stets ein guter Kamerad gewesen und hatte auch treffliche Kollegen gefunden, die seine hervorragenden Fähigkeiten neidlos anerkannten. Aber seine Ausnahmestellung, zu der er vollständig berechtigt war — denn sein Name war schon eine Standarte, die dem Blatte zahlreiche Freunde gewann — erregte den Neid und die Mißgunst einzelner, die es nicht ertragen konnten, daß er nicht wie ein Tagschreiber seine Stunden abfaß. Dazu war er allerdings nicht der richtige Mann. Wenn er fabulieren sollte, dann durfte er nicht im Bureau dienst verknöchern. So wurde der Zustand für ihn unleidlich, und Ende 1891 schieden wir beide aus der Redaktion des Blattes. **Ganghofer** hatte das nie zu bereuen. Denn er war auch als Journalist nur — Schriftsteller, obwohl er gelegentlich auch als Journalist seinen Mann stellte, besser als andere, die ihm den Schriftsteller nicht verzeihen konnten. Ein Beispiel für viele. **Ganghofer** war in München an-

wesend, als dort zur Feier des 700jährigen Bestehens des Hauses Wittelsbach ein Festzug abgehalten wurde. In diesem Zuge gingen auch sechs Elefanten mit, die um die Mittagsstunde durch einen Zufall scheu wurden und sich durch die eng gedrängte Menge Bahn brachen. Es entstand in der Ludwigstraße eine furchtbare Panik. Ganghofer, in journalistischem Pflichtgefühl, stürzte auf die Straße und rannte den Elefanten nach, die vor ihm her den Weg gründlich freimachten. So kam er als der erste zum Telegraphenamt und schickte an sein Blatt eine ausführliche Depesche über das Ereignis. Der Bericht erschien noch im Abendblatt und war der einzige in der ganzen Wiener Presse. Dieser letztere Umstand weckte in der Redaktion des „Tagblatt“ die Befürchtung, das Opfer einer Mystifikation geworden zu sein; denn daß dem „Journalisten“ Ganghofer kein anderer dieses Susarenstück nachmachen konnte, das entzog sich ihrer Beurteilung. —

Nun war er frei! Und mit der Freiheit wuchsen ihm die Schwingen zu neuem Schaffen. Schon im Jahre 1892 entstand die ergreifende Erzählung „Der laufende Berg“ und das symbolische Märchen „Die Fackeljungfrau“ mit einem Widmungsgedicht an die Baronin Todesco, auf deren herrlichem Jagdgut bei Vázsony im Bakonyerwald er

den Stoff zu dieser gedankenvollen Dichtung ausgenommen hatte.

. . . Doch sanft vernahm ich aus dem tiefen Schweigen  
 Ein Klingen, wie versunkner Glocken Hall,  
 Und sah ein schönes Weib der Flut entsteigen,  
 Den Leib umschleiert von der Locken Fall.

Ein Traumbild war's — und dennoch wirklich schien es!  
 Und lächelte geheimnisvoll und leis,  
 Und trug in jeder Hand ein immergrünes,  
 Von einem Zauberbaum gebrochenes Reis.

Und schwand nicht mehr! . . . Was träumend ich  
 gefonnen,  
 Was mir im stillen Wald das Herz geschwellt,  
 Nun hat es Leben und Gestalt gewonnen  
 Und scheut den Weg nicht in die laute Welt.

So nimm es hin, dies Kind verträumter Stunden,  
 Ein Märchen in der Wirklichkeit Gewand:  
 Ich hab es einst in deinem Wald gefunden,  
 Und leg es nun zum Dank in deine Hand.

So lauten die Schlußstrophen des Widmungs-  
 gedichtes. Und diese Verse waren das Letzte, was  
 Banghofer in Wien geschrieben hat.

Im März 1893 verließ er mit seiner Familie die  
 Wienerstadt, in der er ein Jahrzehnt gelebt und ge-  
 wirkt hatte. Unerquickliche Vorgänge bei seiner Los-  
 lösung vom Journalismus hatten ihm den Wiener



Am StarnbergerSee  
Nach einem Aquarell von Ludwig Ganghofer.

Boden verleidet. Und alle Umgebung erinnerte ihn quälend an den Verlust, den er als Vater erlitten hatte. Dazu kam noch die Sehnsucht nach dem heimlichen Boden und das Bedürfnis nach engerem Anschluß an den einsam gewordenen Vater Ganghofer in München.

Auch mit unserem engen, traulichen Zusammenleben — ich hatte im Februar geheiratet und meinen eigenen Hausstand gegründet — war es nun zu Ende. Das mag den Freunden wohl den Abschied von Wien erleichtert haben. Denn wer weiß, ob sie sich sonst so leicht entschlossen hätten, ihren „alten Rostknaben“ verwaist zurückzulassen. Trotzdem wurde uns das Scheiden schwer genug.

Und dann gab es ja in Wien noch ein kleines Grab!







Die beiden folgenden Jahre gehören, bei wechselndem Aufenthalt in München, einem unruhigen Wanderleben. Das erste Frühjahr wurde in Meran verbracht, der Sommer am Starnbergersee und im Hochgebirg, und mit dem Herbst geht die Reise über Florenz und Rom dem italischen Süden zu.

Wie oft hatten wir auf unserer stillen Veranda zu Pflanzbaum von einer gemeinsamen Fahrt nach Italien geträumt! Ich kannte Italien von mehrfachen Reisen und hatte mit meinen Schilderungen immer wieder im Freunde den heißen Wunsch geweckt, das Land zu sehen, das jedem Deutschen wie die Erfüllung stiller Träume in der Seele lebt.

Nun hatte seine Sehnsucht sich verwirklicht, und unter dem blauen Himmel des Südens fand er all-

mählich wieder das Gleichgewicht der Seele nach allen vorhergegangenen Erschütterungen.

Den Winter verbrachte er zu Sant Agnello bei Sorrent, in der Cocumella, einem stillen freundlichen Fremdenhaus mit guten Wirtsleuten. Der Gasthof liegt zwischen Pinienwäldchen und Orangengärten am malerischen Ufer des Golfes, gegenüber von Neapel. Auf dem Balkon der Cocumella genießt man eine zaubervolle Rundsicht, die bei dem blauen Capri beginnt und sich leuchtend hinüberschwingt bis zum rauchenden Vesuv.

In einem Feuilleton der Neuen Freien Presse, „Sorrentiner Festtage“, schilderte Banghofer dieses Bild:

„Vor meinem Fenster duften die Orangenblüten, und dem steil gesenkten Ufer zu Füßen murmelt und rauscht das Meer, das sich, belebt von weißen Segelschwänen, in die Ferne dehnt, so unglaublich blau, als wär' es ein zweiter Himmel, der sich auf den Kopf gestellt. Und drüben, in violetten Duft getaucht: das feingezeichnete Ufer vom Kap Miseno bis Torre del Greco; mit Neapel in der Mitte, das im Weiß seiner langgestreckten Häusermenge am Strande liegt, wie ein nach dem Bade ruhendes Weib; und mit jener großen, in ihrer Ruhe so unbeschreiblich schönen Linie, die sich von der Höhe des Posilipp

allmählich hinauffchwingt bis zum Krater des Vesuv. Wie ein Ungetüm mit eingezogenen Krallen und lächelndem Rachen liegt er festeggiando in der Sonne; und während auf seinen Gehängen dicht neben dem Grau der erstarrten Lava die Rebe blüht und die Kirsche reift, blickt er in harmlos scheinender Ruhe auf die Ruinen von Pompeji nieder und läßt seine purpurne Rauchfahne wehen, die über den weiten Golf gegen Ischia flattert und ihren Schatten auf die Trümmer von Casamicciola wirft.“

Aller Zauber der Sorrentiner Landschaft klingt uns entgegen aus der poetischen „Epistel an Johann Strauß“, die das Vorwort zur dritten Auflage des „Anfried“ bildet.

Hier in Sorrent, inmitten aller blauen Schönheit, erblüht dem Freunde ein neues Leben. Seine glühende Naturschwärmerei saugt mit trunkenen Sinnen die unvergleichlichen Reize des parthenopäischen Golfes in sich auf. Das Fischerleben in der Bucht, Leben und Leute von Sorrent mit ihren eigenartigen Sitten ziehen ihn mächtig an und üben wie alles, was Volk heißt, einen nachhaltigen Anreiz auf seinen Gestaltungstrieb. Ein paar Jahre später, wieder daheim in seinen Bergen, schildert er in der farbenglühenden, dramatisch wirkenden Novelle „Tarantella“ das Sorrentiner Volksleben mit überzeugender Treue. Aber

damals, im ersten Sorrentiner Winter, träumte er in aller Schönheit des Südens von seinen heimatischen Bergen und vollendete den am Starnbergersee begonnenen Roman „Schloß Hubertus“, dieses Lieblingsbuch aller deutschen Jäger.

Nach dem Frühling in Italien wird der Sommer wieder im Hochland verbracht. Der Plan zu der Berchtesgadener Romanserie „Die Watzmannkinder“ reift völlig aus, und es entsteht in diesem Sommer und im folgenden Winter zu Sorrent der den Zyklus chronologisch einleitende Roman „Die Martinsklaufe“. Der Grundgedanke der ganzen zyklischen Dichtung wird klar und kräftig angeschlagen: Die taumelnde Fahrt des Lebens, hin und her schwankend zwischen Qual und Jubel, bleibt bei allem äußeren Wandel der Kultur doch immer das gleiche Irren ins Ziellose. Aller äußerliche Fortschritt der Menschheit schafft innerlich keinen Aufstieg zum Besseren, zum Höheren. Plato steht menschlich nicht niedriger als Goethe; da ist keine Differenz der geistigen Qualität, nur eine Verschiedenheit der Persönlichkeit. Der Mensch, wie alles Leben, ist ein unveränderlicher Traumgedanke der Natur, und seine Lebensstat ein ewiger Schrei nach Hilfe, ein ewiges Suchen nach dem Retter, den wir immer wieder hinter der letzten, unübersteiglichen Schranke ahnen. Der einzige Sieg

über das Leben ist Ausöhnung mit seiner Torheit und seinen Schmerzen, tröstendes Genügen an seinen Freuden, die uns leuchten als Sterne in der Nacht. Das Göttliche, das Rettende im Leben ist warme, brüderliche Menschlichkeit. Den Gott, nach dem wir ruhelos suchen, erschafft die Güte in unseren eigenen Herzen. Und ein unlösbares Band ist zwischen allem, was Leben heißt. Mensch, Tier und leblos scheinende Natur ist ein verflochtenes Ganzes, jeder Teil in seinen Lebensregungen abhängig vom andern, behindert oder gefördert durch den Lebensnachbar, ob er atmet mit warmer Brust oder stumm und kalt ist wie der Stein in der Felswand. Dieses Zusammenhanges und der uns ewig umschließenden Grenzen bewußt, sollen wir unser Leben ausschöpfen mit froher Tat, mit heiterem Vertrauen und redlichem Willen. „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“ (Goethe); die Sonne unser Trost für jede Nacht, die Freude unser Dank für jede Bitterkeit, die wir mutig überwinden. Ob ein gütiger Schöpfer das in Liebe so angeordnet, oder ob das in Schmerzen zuckende Leben sich diesen Trost heraushaschte aus einem chaotischen Wirbel — das ist gleichgültig. Wenn wir diesen Trost, dieses Sehnen nach dem Hellen, diesen Zug zur Sonne und zur Freude nur besitzen! Dann ist auch unser eigen, was der Sprachgeist der Mensch-

heit mit dem kleinsten, seltsamsten, tiefsten und unerklärlichsten Wort bezeichnet: Glück! —

Das ist der Grundgedanke des zyklischen Wertes, das poetische Glaubensbekenntnis des Dichters. Und diese ernste, in ihrem Mute dennoch frohe Lebensauffassung, die seine Berchtesgadener Romane durchzieht, klingt auch aus all seinen anderen Schriften, am klarsten aus dem jüngsten Roman „Der hohe Schein“.

Seit 1894 hat Ganghofer seinen beständigen Wohnsitz in München aufgeschlagen. Doch finden wir ihn da nur vom Spätherbst bis zu den ersten Frühlingstagen; und auch der Winter wird unterbrochen durch Ausflüge ins Hochgebirg. Hier sammelt er 1895 die italienischen Eindrücke im Roman „Die Bacchantin“. Wie sehr ihm italienisches Wesen während dieser beiden Winter in Leib und Blut übergegangen ist, zeigt er in diesem, von südlicher Farbenglut durchhauchten Werke. Die meisterhafte Beschreibung einer Vesuvbesteigung und die Schilderung des paradiesischen Landschaftsbildes geben einen prächtigen Rahmen zu dem dramatischen Gemälde, in dem eine faszinierende Schönheit voll dämonischer Leidenschaft ein unheilvolles Werk vollbringt.

Die Sommerwochen der beiden vergangenen Jahre verbrachten wir mit Ganghofer und seiner Familie

in Feldafing am Starnbergersee. Es war ein behaglich idyllisches Familienleben, mit Spaziergängen, Bad, Segelfahrten und heiteren Abendunterhaltungen. Die Betreuesten aus der „Wiener Zeit“ hatte es auch hingezogen zu den Freunden, und da gab es oft ein wehmütiges Bedenken der unvergeßlichen Tage eines schönen und engen Freundschaftsbundes! Und bei Ganghofer und Frau Ratinka regte sich das Heimweh nach der Donaufstadt, die ihnen zur zweiten Heimat geworden war, und der sie immer ein liebevolles Bedenken bewahrten.

Am Starnbergersee widmete sich Ganghofer mit Leidenschaft dem Segelsport. Wie er alles immer gründlich anpackte und mit ganzer Seele ergriff, so auch hier. Er ließ sich ein flottcs Segelboot bauen, das alle Feinessen und Erfindungen dieses hochentwickelten Sportes aufwies, und nannte es „Gittli“, nach der Heldin seines Romanes „Der Klosterjäger“. Geschickt und ausdauernd in allen leiblichen Übungen, war er bald mit der Technik des Segelsports vollständig vertraut und trostete auf seinem Boote Wind und Wetter.

Wir wußten damals freilich nicht, was für ein dämonisches Wesen in dieser „Gittli“ staß, und machten darum vertrauensfelig all die kühnen Fahrten mit Hirschmann, der von Ganghofer unzertrennliche Jagd-

hund, begleitete uns immer. Wenn meine Frau einmal eine Besorgnis äußerte, so meinte Ganghofer lachend: „Es ist keine Gefahr, und — Hirschmann kann ja schwimmen.“ In Wirklichkeit aber waren es, wie wir später zu unserem Schrecken sahen, zuweilen ziemlich waghalsige Manöver, die er bei energischem Winde mitten im See ausführte. Wir wußten aber nichts von der Gefahr, und es machte uns sogar vielen Spaß, wenn sich das Schiff, durch die Last der Segel vom Winde gebeugt, bis an den Wasserspiegel neigte und ich mit meinem respektablen Körpergewicht durch fortwährendes Wechseln des Platzes den „beweglichen Ballast“ abgeben mußte. „Hol über!“ hieß es da jeden Moment, und ich mußte rasch auf die andere Seite des Bootes springen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Wir kamen allerdings mit heiler Haut davon. Aber eines Tages wurden wir in tödlichen Schreck versetzt, als die Badefrau in die Villa gerannt kam und zeterte: „Sö solln g'schwind kumma, die Wittli is unter'gangen.“ Daß der „Herr Dokter“ ans Land geschwommen und in Sicherheit wäre, das mußten wir erst herausfragen. Dann eilten wir atemlos auf den Schauplatz der Katastrophe. Ganghofer stand am Ufer des Sees, eine Zigarette rauchend, bis auf die Haut durchnäßt, und wehrte mit brummiger Verlegenheit jede Rühr-



szene ob seiner glücklichen Rettung von sich ab. Die Sache hatte zum Glück ein gutes Ende genommen — aber böß hätte sie ausfallen können. Der See war bei dem stürmischen Wetter sehr bewegt; ein heftiger Windstoß hatte die Segel bis aufs Wasser niedergedrückt und die als Ballast des Schiffes dienenden Bleilöze aus ihrer Lage geworfen. Die Bretter des Schiffbodens konnten die auf einen Punkt zusammengebrängte schwere Last nicht tragen. Sie brachen durch, das Wasser strömte durch ein weites Leck herein und das Schiff sank nach wenigen Sekunden. Zum Glück war der Mast des Bootes um einen halben Meter höher, als der See tief war; denn der fünfzehnjährige Matrosenjunge, der das Segelboot bedienen half, konnte nicht schwimmen — und ging auch unter. Ganghofer tauchte, holte den Jungen wieder an die Luft und band ihn an die aus dem Wasser ragende Mastspitze. Dann schwamm er ans Land, um ein Boot zu holen, mit dem er den Jungen aus seiner unbehaglichen „Lage“ befreite. Hirschmann war natürlich zuerst und möglichst flink ans Land geschwommen, ohne sich an dem Rettungswerk zu beteiligen.

Seit jenem Tage setzten wir allen Verlockungen, mit Ganghofer wieder „in See zu stechen“, hartnäckigen Widerstand entgegen.

Den Sommer 1896 verbringt Ganghofer mit seiner Familie am Karersee in Tirol und in Riva am Gardasee. Es kamen wieder die Wiener Freunde zugewandert, unter ihnen Max Burckhard, der damalige Direktor des Wiener Burgtheaters, und Max Kalbeck, der geistvolle Kritiker und feinsinnige Poet.

Im Frühling 1897 hält Ganghofer seinen Einzug in das liebe grüne Waldhaus im Gaistal auf der Tillyfuß-Alpe, am Südbahang der Wettersteingruppe und des Zugspitzstockes. Das Jagdhaus nannte er „Subertus“ nach seinem berühmt gewordenen Roman „Schloß Subertus“, der das hohe Lied des Jägerturns ist und bei den Jüngern Suberti als das Buch der Bücher gilt. Ganghofer hatte das weite Jagdgebiet, das zahlreiches Hochwild birgt, im Vereine mit einigen Jagdfreunden gepachtet. Dort oben in der klingenden Symphonie der großen Natur fand er unerschöpfliche Anregung, sowie die ungestörte Arbeitsruhe bei heiterem Zusammenleben mit lieben Freunden.

Wir haben ihn zu wiederholten Malen aufgesucht in seinem Adlerhorst, der 4400 Fuß über dem Meere liegt. Das erste Mal wollten wir die „Ganghoferischen“ zu ihrem Geburtstag überraschen. Sie beide, Ludwig und Frau Katinka, sind am gleichen Tage, am 7. Juli, geboren.

Von Zirl führt eine gewundene Alpenstraße über Seefeld ins Gaisstal. Als wir dem Seefelder Postmeister unser Reiseziel anvertrauten, lachten seine Augen, und er sagte mit lokalpatriotischem Stolz: „Ah, Sie wollen zum Doktor Banghofer auf's Jagdhaus? Dö's ischt a Jager! Der hat die vorig' Wochen an' Steinadler g'schossen — da lug i net, aber zwoa und an halben Meter Spannweit'n hat'r scho g'habt, der Adler! Und zwoa lebendige Junge hot'r aa ausg'hob'n! Dö's ischt a Jager, der an' jeden Wildschützen no was vorgibt.“ Diese Geschichte vom Steinadler war uns schon über den Brenner entgegengeeilt. In dem Zuge von Toblach nach Franzensfeste erzählten drei Herren davon; und der Wirt von der „goldenen Sonne“ in Innsbruck war auch, als ich den Namen Banghofer nannte, mit den Worten eingefallen: „Einen Steinadler hat er erlegt, der Herr Doktor, ein prachtvolles Tier. Es wird jetzt in Innsbruck ausgestopft.“

Schwere Wolken stiegen über dem Wettersteingebirge auf, als wir in leichtem, von einem abergläubischen Abergaul gezogenen Wägelchen die Fahrt nach der Tilsfufalpe antraten. Der Gaul mußte an Geister glauben. Denn so oft am Wege ein Ast vom Winde bewegt wurde, sprang er entsetzt zur Seite. Diese Seitensprünge vermehrten keineswegs den Ge-

nuß an der Fahrt; denn die Straße ging über ungeländerte Holzbrücken, dann wieder an schwindelnden Abgründen vorbei. Immer höher stieg sie hinan; in tiefer Schlucht brauste die Ache; drüben reckten sich die gigantischen Felsmauern der Hohen Munde und der Hochwand empor und zeigten ihr wildzerklüftetes steinernes Antlitz mit den steil abfallenden, von mächtigem Geröll erfüllten Runsen, von denen die Lawenwässer der zahlreichen Schneefelder kastadenförmig herabstürzen. An mehreren Stellen war der Wald auf Hunderte von Metern durch die Lawinen niedergelegt. Die mächtigen Fichtenstämme lagen, ihrer Rinde beraubt, wirr durcheinander, wie eine Schachtel Zündhölzer, die ein Bergtitan hier ausgestreut.

„Das kann gut werden!“ sagte ich zu meiner Frau und sah in den kochenden Talleffel, in dem die Wolken und Nebel zu einem schönen Gewitter gebraut wurden. Da stiegen sie herab von der Zugspitze und den Wetter Schroffen, und dort drüben schlichen sie sich längs der Hochwand entlang, wie die Jäger, die das Wild angehen. Ein Gewitter im Hochgebirge! Schon fielen schwere Tropfen, und ein erster Kanonenschuß mit siebenfachem Echo verkündete die Eröffnung der Feindseligkeiten. Ich blickte, mit einer bangen Frage in den Augen, den Rutscher an. Er lehrte sich um und sagte gemächlich: „Dös werdn S' wohl eh' wissen,

daß der Herr Dokter an' Steinabler g'schoff'n hat? Zwóa Junge hat er aa ausg'numma."

Das tröstete mich sehr, und ich fing an, die Situation humoristischer aufzufassen. An einer Straßenbiegung schien unser spiritistischer Gaul wieder einmal sein „Alle guten Geister!“ zu wiehern, denn er stand plötzlich mit weit aufgerissenen Ochsenaugen da, und die Mähne verwandelte sich in eine Kotbürste. Die Ursache seiner blassen Furcht waren zwei zahme Hirschkühe, die auf unseren Wagen zusprangen und schnuppernd unser Gepäck revidierten, wie zwei Grenzwächter, die nach Kontrebande auslugen. „Frieda! Liesl!“ riefen ein Paar helle Kinderstimmen — die Hirschkühe hoben die Köpfe — und gleich darauf trat das uns wohlbekannte Zwillingsspaar aus dem Walde. Zwei frische, sonnverbrannte Kindergesichter! Eine kurze Fahrt noch, und wir waren am Ziele. Ein Jäger in der fleidsamen Gebirgstracht dieser Gegend tritt aus dem Hause. Diese Idealgestalt des Germanen, hochgewachsen, blond und blauäugig, ein Bild strotzender Kraft und Gesundheit, ist wie geschaffen für den herrlichen Rahmen des Hochgebirges.

Die Jahre scheinen an dem Freunde spurlos vorüberzugehen. Noch immer sieht er wie ein Jüngling aus, kein grauer Faden ist in seinem blonden Gelock zu sehen, seine Bewegungen zeigen elastische Kraft,

und aus seinen Augen sprüht Lebensmut und jene Zuversicht, die seine frohe Weltanschauung — „Der Sonne und der Freude zu!“ — ihm in die Seele gelegt.

Wie die Verkörperung eines seiner Romanhelden steht er vor uns, und wenn er den Mund zu einer lachenden Ansprache öffnet, die einen starken Einschlag seines heimischen Dialektes hat, so glauben wir eine seiner Phantasiegestalten lebendig vor uns zu sehen. Die Illustratoren seiner Werke, die Künstler F. A. Seligmann und Hugo Engl, geben drum auch gerne dem Helden des Romanes die Züge des Autors, und sie tun gut daran, weil ihre Phantasie nicht leicht eine Gestalt ersinnen könnte, die den Stimmungsgehalt des Werkes besser verkörpern würde.

Wir betreten das einfache, aber geräumige und in seiner Einrichtung überaus behagliche Jagdhaus Hubertus. Hier wird der Märchenzauber dieses Lustkulus erst recht lebendig. Gattin und Kinder, blond, blauäugig, durchleuchten und verklären die geselligen Räume. Aller Zauber einer wohligen, deutschen Häuslichkeit umfängt uns. Lichtes Zirbelholz bildet die Tafelung der Wände; die Möbel sind aus gleichem Holz. Einen kostbaren Fries zu diesem Gesellschaftsraume geben die Farbenskizzen der mit dem Hausherrn befreundeten Künstler, die hier

schon Sage der Ruhe und des Naturgenusses zugebracht und ihren Dank an die Wand gemalt haben.

Der Tisch ist malerisch gedeckt, mit Alpenblumen geschmückt. Im Herrgottswinkel sitzt der Hausherr und präsidiert die Tafel, an der sich immer zahlreiche Gäste einfinden, und der man nichts davon anmerkt, daß man 4400 Fuß über dem Meere und weitab von menschlichen Behausungen sitzt. Neben den Jagdfreunden Ganghofer's, dem Generalkonsul Karl Reiz und Paul Wedekind, Rittmeister von Eynern und Rittmeister Zanders, erscheinen an dieser Tafel allsommerlich die Freunde aus München und der alte Freundeskreis aus Wien.

Im Garten des Jagdhauses wächst Edelweiß zwischen Alpenrosen und duftenden Rohlrösschen. Zahme Hirsche und Rehe begucken neugierig den Fremdling. Ein Steinadler, wahrscheinlich eines von den Jungen, die Ganghofer vor kurzem aus dem Horst gehoben, hat nahe beim Hause ein fideles Gefängnis. Der verzauberte Wald besitzt aber auch alle Einrichtungen für einen dauernden Aufenthalt. Ein Eiskeller, dessen Eis aus den nahen Schneefeldern herbeigeschafft wird, birgt Mundvorräte und Getränke; eine Regelfahn und ein Tennisplatz bieten gesellige Unterhaltung im Freien.

Und wenn abends der Vollmond über die Hohe Munde heraufsteigt und die von Schneeadern durch-



Im Gaisthal.

Nach einem Aquarell von Hugo Engl.



zogenen Felswände mit seinem magischen Lichte übergießt, da wird es auf dem freien Platz vor dem Jagdhaus lebendig. Blondhaariges Elfenvolt dreht sich im Reigen, liebliche Gestalten.

Dann kommen Jäger und Holzknechte. Und der Hausherr spendet für seine bärtigen Geburtstagsgäste ein Fäßchen Tiroler. Vorher aber mußten sie Urfehde schwören. „Das sag' i Ent, gelt, g'rauft darf net werd'n!“ — „Ah, woher denn?“ versicherten die Burschen mit vergnügtem Schmunzeln. Doch nebenbei gesagt: am andern Tag sah ich die meisten mit Beulen und verbundenen Gesichtern.

Nachdem die Gläser gefüllt waren, brachte einer der Burschen auf das Geburtstagspaar ein herzhaftes Hoch aus, das die anderen mit lauten Jubelzern begleiteten. Die Jäger — es waren wohl ein Duzend aus dem weiten Revier gekommen — schossen eine Salve in die Luft, Raketen flogen von der nahen Sennhütte empor. Dann nahm Ganghofer die Zither zur Hand, und im Nu hatten wir einen Schuhplatteltanz, wie ihn die Schlierseer auch nicht besser können. Dann wurde es immer bunter. Während der Mond mit seinem Silberglanz die Felswände übergoß, drehte sich ein merkwürdiges Volk im Kreise. Das blonde Elfenvolt tanzte mit den fidelen Rüpeln aus der Waldeinöde. Ein Sommernachtstraum!

So sieht das Alpenheim Ludwig Ganghofers aus. Und das ist immer ein liebes Ziel für viele. Da kamen sie schon alle einmal, die zahlreichen Münchener Freunde des Hausherrn: der Oberbürgermeister Wilhelm von Borscht, die Familie Friz August von Raulbach, Meister Defregger, Franz Stuck, Ludwig Thoma, Max und Elsa Bernstein (Ernst Rosmer), Felix Philippi, Friz von Ostini, Hugo Engl, Edgar Hanffstängl mit Frau Kitty — und von den Wiener Freunden Wilhelm Goldbaum, Max Kalbeck, E. Karlweis, Max Burckhard, Hugo von Hofmannsthal, F. A. Seligmann, Gustav Schwarzkopf. Selten findet sich in einem großstädtischen Salon eine Gesellschaft von so vornehmer geistiger Prägung zusammen, wie dort in dem einsamen Alpenhaus des Gaistales. Und weilt Bernhard Stavenhagen als Gast in Hubertus, dann klingen im Mondschein Beethovens ewige Lieder in die stille Bergnacht hinaus. Was sich da die Gemsböcke und Hirsche wohl denken mögen?

Fast alle Werke Ganghofers, die in den folgenden Jahren entstanden, wurden inmitten dieser majestätischen Alpennatur erfunden und vollendet. Er sagte mir oft, daß er da droben an einem Tage mehr vorwärts brächte, als während einer ganzen Woche in der Stadt. Da droben geht ihm der Tag in unge-

störter Ruhe hin — und wird ihm bei gutem Arbeitsfluß der Tag zu kurz, so muß ihm auch die Nacht noch ihre Stunden geben. Während seines Aufenthaltes in der Stadt arbeitet er fast nur in der Nacht. Wenn alles im Haus zur Ruhe ging, und kein Laut mehr zu hören ist, da fließt ihm die Feder am leichtesten. Und da kann er auch ganz der Zeit vergessen. Gar oft, um zwei oder drei Uhr morgens muß Frau Ratinka an die Türe seines Arbeitszimmers pochen und mahnen: „Aber Ludwig! Denkst du denn gar nicht mehr an deine Gesundheit?“ Nein, an die denkt er nicht, wenn ihn die Arbeit festhält. Und seine robuste Gesundheit hat das seit zwanzig Jahren siegreich überwunden. Wenn ihn der Winter auch manchmal ermüdete, wurde der Sommer in Hubertus immer wieder sein erfrischender Jungbrunnen, obwohl er auch da droben nach so mancher Nacht am Schreibtisch durch das hohe, breite Fenster seiner Stube die Sterne erlöschen und den Morgen dämmern sieht. Und glänzt dann die reine Frühe so wunderbar rosig die Felsgipfel an, dann ist ihm das Schlafen eine viel zu langweilige Sache. Da nimmt er seine Büchse, pfeift seinem Hund und steigt durch den erwachenden Wald zu einer Pirsch hinauf. Und wenn der Gemshock liegt, dem der Weg gegolten, dann kommt da droben in der Morgensonne, zwischen den Büschen

der Waldgrenze oder im Kraut des Umfeldes, ein wohliges und erquickendes Auschlafen.

Und das Leben, das er führt in Hubertus, atmet kräftig aus allem, was er da droben schuf. 1897 schrieb er im Gaistal das „Gottesleben“, einen wertvollen Zuwachs der „Wasmannkinder“, die Geschichte des letzten Freibauern auf dem Boden des Berchtesgadener Landes. 1898 und 1899 entsteht das „Schweigen im Walde“, in dem der landschaftliche Rahmen des Gaistales zum Schauplatz der Handlung gewählt ist. Und 1890 wird der „Dorfapostel“ vollendet, die Geschichte des armen Holzknechtes, der in evangelischer Einfalt die Menschen bessern will und im Kampf gegen die Roheit und den Aberglauben der Dorfbewohner untergeht — ein tiefergreifendes Lebensbild von hohem ethischem Gehalt, diktiert von dem großen, sittlichen Mitleid, das die Weltanschauung Ganghofers tief und stark erfüllt.

Im Frühjahr 1900 schließt Vater August Ganghofer die Augen. Es war ein Hinscheiden ohne Schmerz, ein schönes, heiter lächelndes Sterben. Wie sein Leben, so war sein Tod. Ein guter, seltener, in schlichter Hülle ein großer Mensch, war er von allen geliebt, die ihn kannten. Das Ideal eines deutschen Mannes, voll aufopfernder Liebe für die Seinen, von einer rührenden Bedürfnislosigkeit für sich selbst.

Die großen Verdienste, die er sich durch sein umfassendes Wissen und seine große Pflichttreue um den Staat erworben hatte, wurde ihm durch die höchste Stellung in seinem Berufe, durch zahlreiche Auszeichnungen und durch Erhebung in den Adelsstand gelohnt. Doch auch auf der Höhe seines Lebens blieb er der einfache Mensch voll bezwingender Milde und Gutherzigkeit, der er im Forsthaus zu Welden gewesen war. Und seine leutselige Güte und Helfensfreude wuchs um so mehr, als der Mensch gering und hilflos war, der sich an ihn wandte.

Ganghofers jüngster Roman, „Der hohe Schein“, der den gleichen, tiefgehenden Erfolg hatte wie der „Klosterjäger“, ist ganz durchhaucht vom Lebensatem dieses Vaters, dessen geistige Züge wir in der Gestalt des Forstmeisters Ehrenreich deutlich wiedererkennen, und warm durchweht von dem schönen Daseinsglauben der Mutter Charlotte, deren heitere Seele mittönt bei allen Klängen dieses Buches. Doch nicht nur ein pietätvolles, dem Andenken der geliebten Eltern geweihtes Denkmal ist dieses Buch. Dieser Roman ist noch in anderer Hinsicht eine Beichte und ein Glaubensbekenntnis des Dichters, der seine ästhetische Welt auf Goethe baut und aus dem brünstigen Erfassen dieses Großen die Grundsteine zum Ausbau seiner Lebensethik empfängt. Und seine eigene Weltanschau-

ung klingt uns entgegen aus den bedeutsamen Worten des Buches:

„Das Wissen ist in unserem Leben, was die Blume im nützlichen Gras der Wiese ist: sie gibt ihren Duft zum Futter. An sich ist alle Wissenschaft wertlos. Sie gewinnt erst Wert, wenn sie eine nützliche Beziehung auf das Leben findet, unser Dasein reicher und reinlicher macht. Das Zahnpulver und die Seife sind Erfindungen, die wir höher einschätzen müssen, als den Luftballon und das Fernrohr. Für das Leben soll die Wissenschaft sorgen. Den Himmel soll sie in Ruhe lassen. Denn wo das Greifen aufhört, hilft kein Verstand mehr weiter, nur das Herz. Die Erkenntnis Gottes und seiner fernsten Rätsel wird in einem Menschen um so tiefer sein, je stärker in ihm die Freude ist, mit der er an seinem Leben hängt. Wenn ich den Wert meines Lebens klar erkenne, hab ich ein Stück Welt erkannt, und wenn ich Ordnung und frohe Schönheit in mein kleines Dasein bringe, wird mir die ganze Welt zu einem schönen Bild der Ordnung. Das ist mein Credo! . . . Wir wissen nicht, woher wir kommen und wissen nicht, wohin wir gehen. Aber was wir zwischen Windel und Grab auf unserem Flecklein Erde finden, ist so reich und schön, daß wir damit zufrieden sein können. Treu ans Leben glauben, das ist von aller Wissen-



August von Ganghofer.

Nach einem Gemälde von Konstantin Korzendorfer.

schaft die Klügste, von aller Religion die verlässlichste. Nach Kräften sein Dasein froh erfüllen, das heißt dem Willen des Schöpfers gehorchen. Und von allem Gottesdienst der frömmste ist ein heiteres Lachen an einem schönen Tag!"

Im „Hohen Schein“ findet sich auch noch eine andere, merkwürdige Stelle, die wir ganz persönlich zu nehmen haben. Zu den Hauptpersonen des Romanes gehören der alte Kutscher Peterl und seine Tochter Jenz. Die kleine Stube, in der sie beisammen wohnen, nennt der Alte scherzhaft den „Hasenstall“ — den beiden ist's nur richtig warm und wohl im Leben, wenn sie sich eng aneinanderhuscheln können wie die Hasen. Aber da kommt eines Tages der Mertl und nimmt dem Peterl die Jenz ohne viel Umstände weg. Und nun heißt es im Roman:

„Den Peterl traf diese Nachricht wie ein Stoß vor die Brust. Keine Spur von Freude war in ihm, nur Schreck — das erste Gefühl aller Väter, wenn sie merken, daß sie eine Tochter hergeben sollen, an der sie hängen mit Herz und Leben. Da sind sie alle gleich — nur wenige sind unter ihnen, die im ersten Gefühl des Verlustes die Kraft besitzen, aus selbstloser Liebe ihren Schreck in sorgende Zärtlichkeit zu verwandeln. Aber zu diesen löblichen Ausnahmen gehörte der Peterl nicht.“



Auch Freund Ganghofer hat sich nicht ohne wehe Seelenkämpfe aus dem ersten Schreck zu dieser „lößlichen Ausnahme“ aufgeschwungen, da seine älteste Tochter Lolo ihre Herzenswahl fürs Leben getroffen hatte und als Frau Benno Wedekind das Elternhaus verlassen wollte. Mit inniger und starker Zärtlichkeit hängt Ganghofer an seiner Familie. In ihrem Kreise ist ihm am wohlsten, da fühlt er sich dem Normalzustand des Glückes, wie er es sich wünscht, am nächsten. Diese hohe und schöne Wertung der Familie hat er in ein paar Versen ausgesprochen, die er mir einmal in eines seiner Bücher schrieb:

„Wem Gott will rechte Gunst bescheren  
Dem schenkt er Freuden, welche währen:  
Ein Frauenherz von lautrem Gold,  
Ein Kinderlachen, süß und hold,  
Am eignen Herd die traute Ruh —  
Und einen Freund, so treu wie du!“

Einem Vater, dessen Seele so fest an die Seinen geklammert ist, mag man die Kämpfe nachfühlen, die er zu überwinden hatte, als es galt, von den geliebten Kindern eines hinausz wandern zu lassen ins Leben. Ganghofer schrieb ein halbes Jahr lang keine Zeile. Und dennoch schuf er in dieser stummen Zeit ein Werk — ein Werk seiner zärtlichen Vaterliebe. Nun war das „Unglück“ einmal geschehen —

und drum sollte es ein Glück werden! Dazu wollte er als Vater das Seinige beitragen. Wieder einmal nahm ein Gedanke ganz und völlig Besitz von ihm: der Gedanke, dem jungen Paar ein wohliges und künstlerisch ausgestaltetes Heim zu schaffen. Den ganzen Winter saß er Nacht für Nacht über seinen Schreibtisch gebeugt und erfand und zeichnete die Einrichtungsstücke für das neue Heim. Alles mußte nach seinen Skizzen angefertigt werden, damit seine Lolo in ihrer Wohnung keinen Gegenstand fände, der nicht aus den zärtlichen Gedanken des Vaters geboren wäre, wie sie selbst aus seiner Liebe. Und als dann auf dem Genueser Corso Magenta die Wohnung eingerichtet wurde, nahm er einen Münchener Kunsttischler mit nach Genua, versetzte täglich ein Duzend italienischer Arbeiter, die über diesen sonderbaren Tedsesco die Köpfe schüttelten, vom Morgen bis zum Abend in schweißtreibenden Auf- ruhr, kletterte selbst auf jede Leiter, hämmerte und polierte, malte und firnißte, sägte und tapezierte, nagelte mit eigener Hand im gotischen Speisezimmer die fünfhundert goldenen Sterne an die blaue Himmelsdecke — und gönnte sich keine Ruhe, bevor er nicht sagen konnte: „So, mein lieb Kind, jetzt wirst du's schön haben!“ Aber trotz dieser zärtlichen Fürsorge blieb sein Groll bestehen, der sich erst völlig

beschwichtigte, als er ein Jährchen später das erste Enkelkind in den Armen hielt: das blonde Nieserl! Ein süßer, geliebter Name war wieder auferstanden und warmes Leben geworden.

„Dem Blümlein gleich im Frühlingshage,  
An Leib und Seele sonder Fehl,  
Bist du die Freude meiner Tage,  
Mein Sorgentrost und mein Juwel!“

Und wiederum wuchs aus seelischen Erschütterungen ein starkes Werk hervor, „Das neue Wesen“.

Vorausgegangen waren zwei dramatische Arbeiten, das Schauspiel „Meerleuchten“ — eine tiefpoetische Gestaltung des Themas, wie sich zwei Menschen finden, einen glühenden Moment des Glücks wie ein Meerleuchten erleben und auf immer wieder von einander gehen — und das Volksstück „Der heilige Rat“, das ich für das beste und kraftvollste von Ganghofers Bauernstücken halte. In keinem seiner Stücke begegnen wir so prächtigen, vollblütigen Gestalten, einer so überzeugenden Charakterzeichnung, einem so übermütig sich tummelnden Humor und daneben wieder so erschütternden dramatischen Szenen wie im „Heiligen Rat“. Ludwig Martinelli, der geniale Interpret Anzengruber'scher Gestalten, auch ein langjähriger Freund Ganghofers, inszenierte das Stück am Deutschen Volkstheater in Wien. Seine

Verkörperung des „Kronschabl“ war ein schauspielerisches Ereignis, und das ganze Ensemble bot eine Meisterleistung volkstümlicher Schauspielkunst. Das Werk hatte bei der Premiere einen tiefgehenden, durchschlagenden Erfolg — bis auf die allerletzte Schlußwendung. Die aristophanische Grundidee des Stückes verlangt gebieterisch eine komische Lösung. Doch Ganghofer hatte einen Schluß mit „warnender Fragit“ gesehen und eigenfönnig festgehalten. An diesen Schluß wollten die Zuschauer nicht glauben. Als der Vorhang nach dem letzten Akt und seiner verschleierte Schlußszene gefallen war, blieben sie in weisevollster Stimmung sitzen und warteten auf die Fortsetzung, auf die befriedigende Lösung. Die kam aber nicht. Und das ärgerte die Zuschauer. Nicht mit Unrecht. Ein Publikum, das vor der Bühne sitzt, ist berechtigt, Klarheit der Situation zu verlangen. Bei den späteren Aufführungen und für die Premiere am Münchener Schauspielhaus änderte Ganghofer den Schluß zu tragikomischem Ausklang. Nun stellte der ungetrübte Erfolg sich ein.

An novellistischen Werken entstanden 1902 die feingetönte Novelle „Gewitter im Mai“, und 1903—1904 der schon mehrfach erwähnte Roman „Der hohe Schein“, in dem der Dichter seine ganze, vollgereifte Lebensphilosophie zu klingendem Ausdruck bringt.

Es kann nicht die Aufgabe dieses gedrängten Lebensbildes sein, alle Werke Ganghofers kritisch und literarisch zu würdigen. Ich muß mich begnügen, den Werdegang und die besonderen Umstände nachzuweisen, unter denen die einzelnen Werke entstanden sind.

Dennoch möchte ich bei einem Werke länger verweilen, bei dem Roman „Das neue Wesen“, den ich für den wertvollsten Teil aus dem Zyklus der „Wassermannkinder“ halte. An hinreißender, dramatischer Gewalt kommt ihm sicherlich keines der anderen Werke gleich, und das will viel sagen; denn um die beispiellose Wirkung des Klosterjägers zu überbieten, bedurfte es einer ausgereiften Kunst und jener leidenschaftlichen Vertiefung, die den Dichter, durch jahrelange Beschäftigung mit dem Stoffe und seiner Zeit, zu immer größeren Ausblicken, zu einer immer allgemeineren, unser ganzes Menschheitsstreben umspannenden Auffassung brachte, zu einem Mahnruf an das deutsche Volk, aus dem Wirrsal der vergangenen Kämpfe den Weg zu freien, lichtvollen Höhen zu suchen.

Ganghofer — ein guter, treuer Bayer, der mit Stolz und Zärtlichkeit von seiner engeren Heimat spricht — ist zugleich ein Deutscher, den eine glühende Liebe für sein weiteres Vaterland beseelt. Er ist der

Sänger des groß erfaßten Reichsgedankens — und dieser Klang seines deutschen Herzens zieht sich als Grundakkord durch alle Werke der Berchtesgadener Serie, die mit der Neubegründung der deutschen Einheit und dem Siegesjubel von 1871 ihren Abschluß finden soll. Mit heißer Leidenschaft nimmt er Anteil an der großdeutschen Strömung der Gegenwart. Aus dieser Blut heraus ist das „Neue Wesen“ geschrieben, das mit dem Bilde einer vergangenen Zeit voll Wirrnis und Zwiespalt den Deutschen von heute eine ernste Mahnung vor Augen stellen soll. Diesen Mahngedanken spricht Ganghofer in den Schlusstropfen des an seinen Freund Fritz August von Kaulbach gerichteten Widmungsgedichtes aus:

„Ein Bild beschwor ich der vergangenen Zeiten,  
 Da Großes wuchs und nur ein Halbes blieb —  
 Doch alte Bäume, die sich schattend breiten,  
 Sind nie gefallen auf den ersten Stieb.  
 Vergangenheit! Steh werdend auf! Und künde!  
 Schrei wie ein Falk, der klar die Sonne sieht!  
 Daß unser Volk den Mahnruf doch verstünde  
 Auf seinem Wege, der zur Höhe zieht!  
 Verlorne Zeit will blühend sich erneuen  
 Und schreitet hin durch alles deutsche Land —  
 Wird sie begrüßt mit Jubel und mit Freuen?  
 Ihr großer, deutscher Wille klar erkannt?  
 — Mich faßt ein Bangen — denn der Rätsel größtes  
 Für Menschen ist die stumme Zukunft nicht,

Der Rätsel dunkeltiefstes — ach, wer löst es! —  
 Das ist die Gegenwart, die zu uns spricht.  
 Den Tag, der glühend uns umschlingt, verstehen,  
 Erkennen, was er will, wohin er drängt,  
 Das heißt der Zukunft gute Reime säen . . .  
 Und schöne Ernte wird uns reif geschenkt!“

Die Helden dieses Buches sind nicht der zeitblinde, halstarrige Propst des Stiftes, nicht der alte, hell-sichtige Dekan mit der jugendlich brennenden Gläubigkeit in seinem greisen Körper, nicht die Maralen, der die Fäuste einer grausamen Zeit das kleine, stille Glück zerschlagen und den blutigen Kopf des Geliebten in die Arme werfen, und nicht der Zuliander, der aus einem träumerischen Buben ein fester Kriegsmann wird und sein Glück erkämpft — der eigentliche Held dieses Buches ist das deutsche Volk, das sich aus Niedrigkeit emporringen will zu freier Höhe und bei diesem Erlösungswerke scheitert an seinem eigenen Mißverstand, an seiner Uneinigkeit und seinem religiösen Sader, an den tierischen Ausbrüchen der unbesonnenen Masse und an der kleinlichen Selbstsucht des Einzelnen.

„Die Hoffnung des Volkes war zerschlagen — das Volk fing wieder zu hoffen an.“

Mit diesem Wehmutsklange schließt das Buch, in dessen letzter Szene der weitschauende Frundsberg die

Rechnung der Zeit mit den Worten zieht: „Nicht die Fäuste der Herren haben das Volk über den Haufen geworfen, sondern die eigene Torheit. Aber der deutsche Acker ist aufgewühlt. Furchen sind gezogen und gute Keime sind dreingeworfen. Die Zeit wird kommen, in der sie aufgehen! . . . In uns Deutschen ist das Gefühl für die Mündigkeit des Volks erwacht, und die Ahnung, was wir sein könnten in freier Einigkeit. Und mögen die Bauern ihre blutigen Köpfe zur Kühlung in den Mist stecken, und mögen die Herren in ihrem Unverstand und Hochmut so tun oder so . . . alles wird kommen, wie es muß. Der Völker Historia ist ein lebendig Ding, das ewige Dauer hat und ein unverbrüchlich Gesetz. Und steigt den Deutschen das Wasser bis an den Hals . . . gib acht, dann besinnen sie sich auf das Rechte! Und sammeln mit festem Hornruf um das Reich, was deutsches Blut hat! Und werfen hinaus aus dem Land, was undeutsch ist! . . . Tun sie es nicht, so werden sie aufgefressen von der Zeit und vom eigenen Unfried.“

„Draußen ging mit Trommelgerassel der zweite Zapfenstreich durch die Lagergassen. Im Zelt war's still eine Weile — und in diesem Schweigen war etwas heilig Ernstes. Sechs Menschen, vom Leben zusammengeführt aus Burg und Hütte — Macht und Armut, Elend und Glück — und in ihnen allen das



gleiche Gefühl, der Ernst der Stunde an einer Wende der Zeit, zwischen dem Alten und Neuen, zwischen dem Abgelebten und dem Kommenden.“

Auch in diesem Werke taucht Ganghofer die verschlungenen Begebenheiten wieder in das glühende Kolorit seiner Landschaft ein, wie außer Adalbert Stifter nur er sie zu beseelen vermag. Waldesrauschen und Winterfrost, Bergeschrecken und Bachgeplauder, die großen Leuchten des Himmels mit ihrem Licht- und Farbenzauber, wie der Wandel der Jahreszeiten dienen ihm als Begleitakkorde für seine Seelengemälde und spinnen den Leser mit sanftem Zauber in die Stimmung der äußeren Vorgänge ein. Das Geheimnis dieser mächtigen Wirkung ist, daß er seine eigene Seele den Kindern seiner Phantasie und dem Leben der Landschaft einhaucht, die Kinderseele des Poeten, der Blum' und Vogel seine Brüder nennt, wie Shelley, der zartbesaitete Pantheist.

Und noch ein anderer Grundakkord versetzt die Seele des Lesers in sympathische Schwingungen. Es ist die metaphysische Zwangsvorstellung des Mitleids, das überfinnliche Gravitationsgesetz der sittlichen Welt, das in diesem Buche aus jeder Zeile klingt: das heiße Erbarmen mit dem „armen Koinrat“, mit dem Volk der Duldenden, dessen trauriges Geschick im „Neuen Wesen“ mit mächtiger Faust an unsere Herzen pocht.



Jagdhaus Subertus auf der Sillfußalpe.

Nur ungern ringen wir uns los aus der Phantasiwelt des Dichters, die unsere Seele mit grünenden Ranken umklammert. Und wie die Sterne mit uns wandern auf dem nächtlichen Weg, so begleitet uns die helle Gedankenwelt, die das „Neue Wesen“ in uns angeregt, durch die Weifestunden unseres Alltagslebens. — —

Bei aller Arbeitsfreude hatte Ganghofer in den letzten Jahren auf dem Boden seines Berufes auch starke innere Kämpfe durchzumachen. In seiner optimistisch veranlagten, der Idealisierung des Alltäglichen geneigten Natur mußten die Forderungen der naturalistischen Bewegung Gegensätze wachrufen, da ihm die Wahrheit stets ein Innerliches war, und da er immer von der Kunst verlangte, daß sie erheben und befreien soll. Darum konnte er auch nie dem Naturalismus Konzessionen machen; oder er hätte den Tempel seines Herzens und seines ästhetischen Gewissens niederreißen, die warme Helligkeit seines eigenen Lebens zerstören müssen. — Aber trotzdem war er niemals ein Widersacher der neuen Richtung, im Gegenteil immer ihr Freund, wo nur im Neuen ein wirkliches Talent sich zeigte. Das beweist seine leidenschaftliche Verehrung für Hauptmann und Hartleben. Ganghofers offene Natur kennt auch auf diesem Gebiet keine Winkelzüge. Ich wüßte nicht viele

Menschen aufzuzählen, die sich mit solcher Begeisterung der Erfolge eines andern freuen können, wie Banghofer. Darum war es ihm auch stets ein Bedürfnis, jungen Talenten den Weg zu ebnen.

Schon im Jahre 1897 begründet er mit Ernst von Wolzogen die Münchener literarische Gesellschaft, zu deren Vorstand man ihn wählte. Den Reigen der Aufführungen dieser Gesellschaft eröffnet Tolstois „Macht der Finsternis“. Durch die Tätigkeit der Gesellschaft wird manches junge Talent an das Licht gehoben. Der stärkste von allen Erfolgen der Gesellschaft war die von Banghofer geleitete Uraufführung der dramatischen Dichtung „Der Tor und der Tod“ von Hugo von Hofmannsthal.

In den Jahren seines Münchener Aufenthalts wuchs die Popularität des Dichters mit jedem neuen Werke. In ganz Deutschland werden seine Bücher mit steigendem Erfolg gelesen und erleben innerhalb weniger Jahre zahlreiche Auflagen.

Gegenwärtig arbeitet Banghofer an einem neuen Roman der Berchtesgadener Serie: „Der Mann im Salz“.

Über diese Arbeit und manches andere schrieb er mir am 3. Dezember 1904 die folgende poetische Epistel, die ich als Schlußwort der ganzen Betrachtung hieher setzen will:

„Mein lieber Alter!

„Gestern bin ich von allerlei Fahrten und Wanderungen nach München zurückgekehrt, und da ich Bonz soeben geschrieben habe, Dir ein gebundenes Exemplar vom „Hohen Schein“ zu senden, ist meine Feder noch warm von Deinem Namen, und da will ich flink einen Purzelbaum über meine gewohnte Schreibfaulheit machen und Dir einen Gruß schicken und im Geiſt Euch alle abbuffeln.

„Vom Hohen Schein hoff' ich, daß er Deinen Beifall findet. Nach mancherlei bitteren Kämpfen der letzten Jahre hab' ich über diesem Buche meine Arbeitsruhe wiedergefunden — den ungepreßten Klang einer vom Zeitschnupfen erlösten Sängerkehle.

„An der Komposition habe ich nachträglich vieles auszufehen — aber die Note, die ich anschlagen wollte, hat doch geklungen — wie mir scheint, — ein Lebenslied, das zu Frohsinn und zur Helle hinweist und zu den Göttern, die unser Dasein schön machen.

„Manches in dem Buche wird wohl schroffem Widerspruch begegnen — so mein Zweifel am Wert der spekulativen Wissenschaft. Aber was in mir ist, seit Jahren schon, das hab ich aus mir herausgesagt. Die Wirkung kümmert mich nicht.

„Setz hoble ich schon wieder an neuen Brettern.

Im Herbst hab ich den 5. Roman aus der Berchtesgadener Serie begonnen. Er heißt „Der Mann im Salz“ und spielt vor Beginn des dreißigjährigen Krieges — nationale Zerrissenheit im Flackerschein der Hegebrände. Eine Zeit, die künstlerisch schwer zu fassen ist! Weil man immer vor der Gefahr steht, daß die Wahrheit wirken muß wie Irrsinn und Pamphlet. Bei aller Reaktion von heute und aller konservativen Torheit des homo sapiens liegt doch eine weite, für das Verständnis kaum zu überbrückende Kluft zwischen der Gegenwart und jener Zeit, die den Hegehammer gebar und sich hinüberschlangelte zum Prager Fenstersturz. Das Studium der Quellen ist mir eine Kette grauenvoller Erschütterungen. Am entsetzlichsten wirken immer vier Silben auf mich, die in den Opferlisten der Hegebrände zu hundertmalen wiederkehren:

„Ein fremdes Weib“.

Mehr wußte man nicht von diesen Verlorenen, als daß sie Weiber waren und fremd! Um dieser beiden Verbrechen willen mußten sie brennen.

„Da kann ich stundenlang sitzen und immer hinfrieren auf diese vier Silben, unter einem Wirbel von quälenden Gedanken und huschenden Bildern. Und immer seh' ich in den hilflosen Augen dieser Namenlosen den grauigen Schreck vor der Zeit, der sie an-

gehörten. — Aus dem Zittern dieses Grauens heraus hab ich den Stoff angepackt. Ein erquickliches Buch wird das nicht — aber ich denke ein erschütterndes, ein mahnendes!

„Daneben schreib ich in Erholungsstunden eine Serie von Porträtstudien — „Die Jäger“ — sie alle, die ich seit meiner Kindheit kennen lernte, will ich getreu der Wirklichkeit nachzeichnen, ohne Beigabe, ohne Zuschnitt und Zugeständnis. Nur das objektiv Gesehene will ich schildern, als einen Beitrag zum Verständnis des Volkes und aller absonderlichen Züge seines Lebensgesichtes.

„Du siehst, Arbeit liegt genug vor mir! Und ich habe Freude dran und Ruhe dazu. Obwohl mein sonstiges Leben auch manche Sorge und Unruh kennt.

„Ach, guter Alter, wo sind die schönen, jungen, gesunden Zeiten hin, in denen sich auch ein „Weltkatastropher!“\* als eine Quelle des Humors für uns zu entpuppen pflegte! Und aller Schmerz mit einer Salenschwenkung zu neuer Freude führte!

„Was glaubst Du erst, an was ich gedacht habe, draußen in Subertus, während der letzten Schnee-

---

\* Wir machten uns damals über die kosenden Diminutive der vormärzlichen Lyriker lustig und bildeten scherzweise ähnliche Wörter, darunter das Wort: „Weltkatastropher!“.

nächte, wenn über die weißen Grate der schöne große Stern\* aus dem Rätselbau zu mir herunterfunkelte?

„Gottlob, Erinnern ist auch Erleben! Und oft scheint mir, als wär' es noch das bessere.

„Alle Freuden des Lebens doppeln sich in der Rückschau. Und meine fünfzig Jahre waren reich an Jauchzen und Lachen! Das klingt mir noch immer hell in den Ohren —

„Und weißt Du, Alter, ich hab einen dummen, jungen, klugen Traum. Wenn unsere Kinder einmal im Strome des Lebens pritscheln, dann bauen wir uns ein Häuschen! Irgendwo in der grünen Stille! Und ganz weiß muß es sein von außen und innen! Dann wollen wir uns in weißes Leinen kleiden und in weißer Stube mit weißen Seelen beisammen sitzen als lachende Patriarchen! Und mit den Rätseln der Ewigkeit spielen, wie mit Dominosteinen!

„Ob es so kommen wird, weiß ich nicht; aber immer denk ich dran!

„Da klingelt auf meinem Schreibtisch die Weckeruhr!

„Guten Morgen, lieber Junge!

Dein

Ludwig.“

— Mit diesem Brief will ich meine biographische

---

\* Jupiter.



Skizze einstweilen abschließen. Ein anderer wird sie in kommender Zeit vollenden.

Wer den „Fünfziger“ in diesen Tagen sieht — ein Bild männlicher Kraft und fester Gesundheit — der wird diesem „Großvater“ kaum einen Dreißiger zubilligen. Sein Glauben an das Leben hat ihn jung erhalten.

Nach dem, was wir aus seinen jüngsten Werken sehen und aus seinen eigenen tatenfrohen Äußerungen hören, steht seine Arbeitskraft im Zenith ihres Könnens. Wir dürfen noch die Arbeit eines Menschenalters von ihm erwarten.

Es ist ein Ruhepunkt, ein Punkt der Umschau und Einteilung, ein halbes Säkulum. Man sammelt sich und sammelt seine Werke! Der Verlagsbuchhändler A. Bong, Ganghofers langjähriger Freund und Verleger, bereitet eben eine Gesamtausgabe vor. Sie wird in den kommenden Jahren noch manche schöne Ergänzung finden.

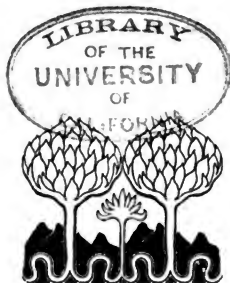
Und auch diese losen, biographischen Aufzeichnungen, die ich den Freunden des Dichters als ein Erinnerungsblatt reiche, brechen in einem der interessantesten Kapitel ab.

Der Dichter wird uns die folgenden noch selbst erzählen, in menschlich milder Weise, der Sonne zustrebend und immer aus der Absicht heraus schaffend, den Menschen warme Freude zu geben, den im Dunklen Irrenden einen hellen Schein zu weisen.

Es ist viel Wärme und Licht, viel Farbe und Lebensfreude, viel jauchzender Übermut und zitterndes Weltmitleid im Lebensbilde Ludwig Ganghofers. An seiner Wiege sind gute Feen gestanden; denn wer kann wie er von sich sagen: „Meine fünfzig Jahre waren reich an Jauchzen und Lachen!“

Dieses Wort ist auch ein Fingerzeig für die richtige Wertung seines Schaffens. Mußte das Jauchzen und Lachen, das sein Leben hell machte, nicht auch in seinen Büchern sein? Träfe das nicht zu, so wäre ihr Schöpfer ein Lügner, der sein eigenes Leben verleugnete. Aber das ist seine Wahrheit: so froh und hell, wie ihm selbst das Leben wurde, so hell und hoffnungsfroh ist alles, was er schuf.

Mögen die guten Genien, die das in ihm gewirkt, ihn auch fernerhin auf seinem Lebensweg begleiten!





THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

**AN INITIAL FINE OF 25 CENTS**

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN  
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY  
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH  
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY  
OVERDUE.

AUG 22 1940

DEC 19 1987

DEC 15 '87 - 11 AM

LOAN DEPT.

Chiavacci.

Indwig Ganghofer

NOV 28 1910

NOV 11 1911

AUG 22 1940

*Helm*

AUG

8

1940

195992

873  
6197  
953

*Chiavacci*

195992

